

Vergißeinnicht 1913

5 (1913)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Bruderkonvuls und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
N. 5

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Mai 1913.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Die ältesten und jüngsten Erstkommunikanten in Hardenberg.

Was wohl das Bächlein rauschen mag?

„Was wohl das Bächlein rauschen mag?
Es rauscht und singt den ganzen Tag.“ —
Die Weide sprach's im Flüstertone;
Die Esche lauscht und neigt die Krone.

Und drunten im Hollunderstrauch
Schon kispelt's in den Blättern auch.
Das Weichen hört's am Dornenhage
Und stellt ans Bächlein gleich die Frage:

„O Bächlein sag', was rauschest du?
Wem singst du ohne Raft und Ruh?
Ich mag bei Tag, bei Nacht dir lauschen,
Ich hör' die Wellen immer rauschen.“ —

Da hebt das Bächlein an und spricht:
„Warum ich rausche, wißt ihr nicht?
So hört: den ganzen Tag ich singe,
Daß nie des Schöpfers Lob verklinge!“
Wilhelm Edelman.

Ein kathol. Bischof und die Missionsfrage.

Nachdem auf dem letzten Katholikentage zu Aachen eine Reihe von Rednern, aus dem Laienstande sowohl wie aus dem Klerus, mit zündenden Worten die Missionsfrage erörtert hatten, ergriff zum Schlusse auch der Hochwürdigste Herr Weihbischof Dr. Müller aus Köln das Wort und führte u. a. folgendes aus:

„Wir haben soeben im Geiste die Missionäre geschaut, wie sie durch jene verlassenem Erdteile dahinwandern. Würden wir ihnen begegnen und sie fragen: „Was suchst du hier?“ — so würde uns wohl jeder mit dem ägyptischen Joseph antworten: „Ich suche meine Brüder.“ Ja, sie suchen unsere Brüder, sie suchen auch die Brüder Jesu Christi.“

Wie können wir ihnen dabei helfen? Ich sage: mit der Liebe unseres Herzens. Diese Liebe wollen wir immer in unsern Herzen entzünden am Altar der göttlichen Liebe im allerheiligsten Sakramente. Da liegt die Quelle des Eifers und die Quelle der heiligen Liebe, die uns begeistern soll.

Es ist rühmend hervorzuheben, wie außerordentlich segensreich die katholischen Frauen und Jungfrauen arbeiten, und fast klang ein leiser Tadel gegen die Männer durch, als ob sie noch in etwa zurückgeblieben seien. Deshalb rufe ich hinein in die Versammlung, und ich möchte, daß es hinausfliegen möge in alle Welt: Ad vos, ad vos clamatur, viri, an euch, an euch appelliere ich, ihr Männer und Jünglinge! Definet eure Herzen dem apostolischen Eifer, und werdet auch ihr Apostel Jesu Christi!“ (Stürmischer Beifall.)

Jetzt denken Sie einen Augenblick, es stehe nicht ein Bischof, sondern es stände vor Ihnen der erste große Heidenmissionär, der hl. Paulus, der würde euch in Bezug auf das Heidenkind das Wort zurufen, das er einst an Philemon schrieb, als er ihm einen Sklaven zuschickte, um dessen Seelenheil er besorgt war: „Nimm ihn auf, als sei es mein Herz!“ — Ich meine, dieser Bitte, bezogen auf die armen Heidenkinder, kann niemand widerstehen. Ja, nehmen wir sie auf in unsere tatkräftige Liebe, als sei es unser eigenes Herz, doch, was sage ich? — nein, als sei es das Herz unseres göttlichen Heilandes selber! (Stürmischer Beifall.)

Und welcher Segen und Lohn wird euch dafür werden? Ein reicher Lohn ist schon genannt worden. Wenn wir hier in unserem deutschen Vaterland im großen und ganzen wenigstens die christliche Schule gewahrt und gerettet haben, so ist das ganz gewiß ein Segen des Himmels dafür, daß unsere Kinder mit solchem Eifer und solcher Begeisterung arbeiten im Kindheits-Jesuverein. Der gleiche göttliche Segen wird auch ganz gewiß den Familien zu teil werden, wenn sie in der Weise für die Mission arbeiten, wie es ihnen auf diesem Katholikentage in so trefflichen Worten nahe gelegt worden ist.

Der heilige Chrysostomus sprach einmal das schöne Wort: „Wenn dereinst die Seligen einziehen werden in den Himmel, und wenn der erste Heidenapostel, der hl. Paulus, kommt, so wird man ihn begleitet sehen von den Scharen der Heiden, denen er den wahren Glauben vermittelt hat.“ Und ich füge bei: „Sie alle, die Sie für das große Werk der katholischen Missionen durch Geber und Almosen so viel gearbeitet haben, Sie werden, das hoffe ich zuversichtlich, mit den geretteten Heiden ebenfalls in diesem Zuge sein!“ (Lebhafter langandauernder Beifall.)

Ablegung der hl. Profess.

(Siehe Bild Seite 99.)

Der zweite Weihnachtsfeiertag 1912 war wieder ein großer, denkwürdiger Tag in den Annalen Marienhills. Neun Chorreligiösen legten an demselben ihre ewigen Gelübde ab, während drei Brüder-Novizen zur Ablegung ihrer ersten zeitweiligen Profess zugelassen wurden.

Es waren der Hochw. P. Adalbero Fleischer, Superior in Triaschill, die Scholastiker Fr. Alberich, Clemens, Nikolaus, Willibrord, Joh. Baptist, Reginald und Antonin, und die Brüder Deocar, Othmar und Basilus. Der schönen Feier präsiidierte in Stellvertretung des Hochw. P. Abtes, der sich gerade auf seiner Europareise befindet, der Hochw. P. Prior. In der ergreifenden Ansprache, die er dabei hielt, erinnerte er die Professkandidaten an die hohe Bedeutung dieses Aktes, ermahnte sie, das Opfer, das sie nun in die Hände des göttlichen Kindes niederzulegen im Begriffe ständen, in Zukunft, wo möglich, täglich zu erneuern und mit Mut und Vertrauen nach dem Beispiel des hl. Stephanus, dessen Fest gerade gefeiert würde, für Christus zu streiten und zu leiden, um dereinst auch vom Herrn die Siegeskrone zu erlangen.

Beim sakramentalen Segen erklangen vom Chore her recht erhebende, vierstimmige Lieder. Feierlich ertönte es von den Lippen der Sänger, die sich am Morgen ihrem Heiland zum Opfer gebracht, in frommer Begeisterung:

„Dein sind wir, Herr, dein wollen wir auch bleiben,
Zu eigen dir uns neu und treu verschreiben!
O schreib' uns selbst in Jesu Herz hinein;
Wir wollen dein, und dein auf ewig sein!“

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

(Siehe Bild Seite 100.)

Bekanntlich finden sich in den Buschmänner-Höhlen viele, noch recht gut erhaltene Malereien. Ich selbst fand

hier in der Nähe unserer Missionsstationen innerhalb weniger Wochen etwa ein Duzend solcher Höhlen und Grotten. Ob diese Bilder und Malereien wirklich von den Buschmännern herkommen, ließ sich bisher mit Sicherheit allerdings nicht beweisen; ist es aber wirklich der Fall, so war der kulturell so tiefstehende Buschmann in seiner Art ein Künstler. Er malte nämlich an die Wände seiner Höhlen und an die Seiten der steilen Felswände ganz originelle Bilder, zwar roh, doch getreu nach der Natur. In diesen oft sehr schwungvollen Bildern gab er getreulich alles wieder, was ihm aus dem Tierreiche und beim Umgang mit Menschen je zu Gesicht gekommen war.

Ein höchst interessantes, in verschiedenen Farben ausgeführtes Bild fand ich am 20. August 1909 an der Mündung des Naqolosa in den Großen = Keisfluß. Ich nahm eine Pause davon und schickte es an Bruder Otto, unsern Maler in Mariannhill. Er schrieb mir folgendes darüber:

„Die eingefandte Pause von den vier Männern ist ein wichtiges Dokument für die Geschichte von Südafrika. Es stellt vier alte seefahrende Handelsleute, Phönizier oder Juden, dar, welche die südafrikanische Küste um dieselbe Zeit besuchten, aus der die in Mariannhill aufgefundenen, vielbesprochene Münze*) stammt. Das Bild dürfte ungefähr 2000 Jahre alt sein.

*) Diese Münze wurde im Dezember 1898 in einer Gartenanlage des Trappistenklosters Mariannhill ausgegraben. Der Hochw. P. Stratmann, S. V. D., bemerkte dazu

Bitte, schreiben Sie mir, befand sich das kopierte Bild in der Höhle, oder im Freien, war es in geschützter Lage oder dem Regenwetter ausgesetzt? Diese Frage ist von Wichtigkeit, um die Güte des angewandten Bindemate-

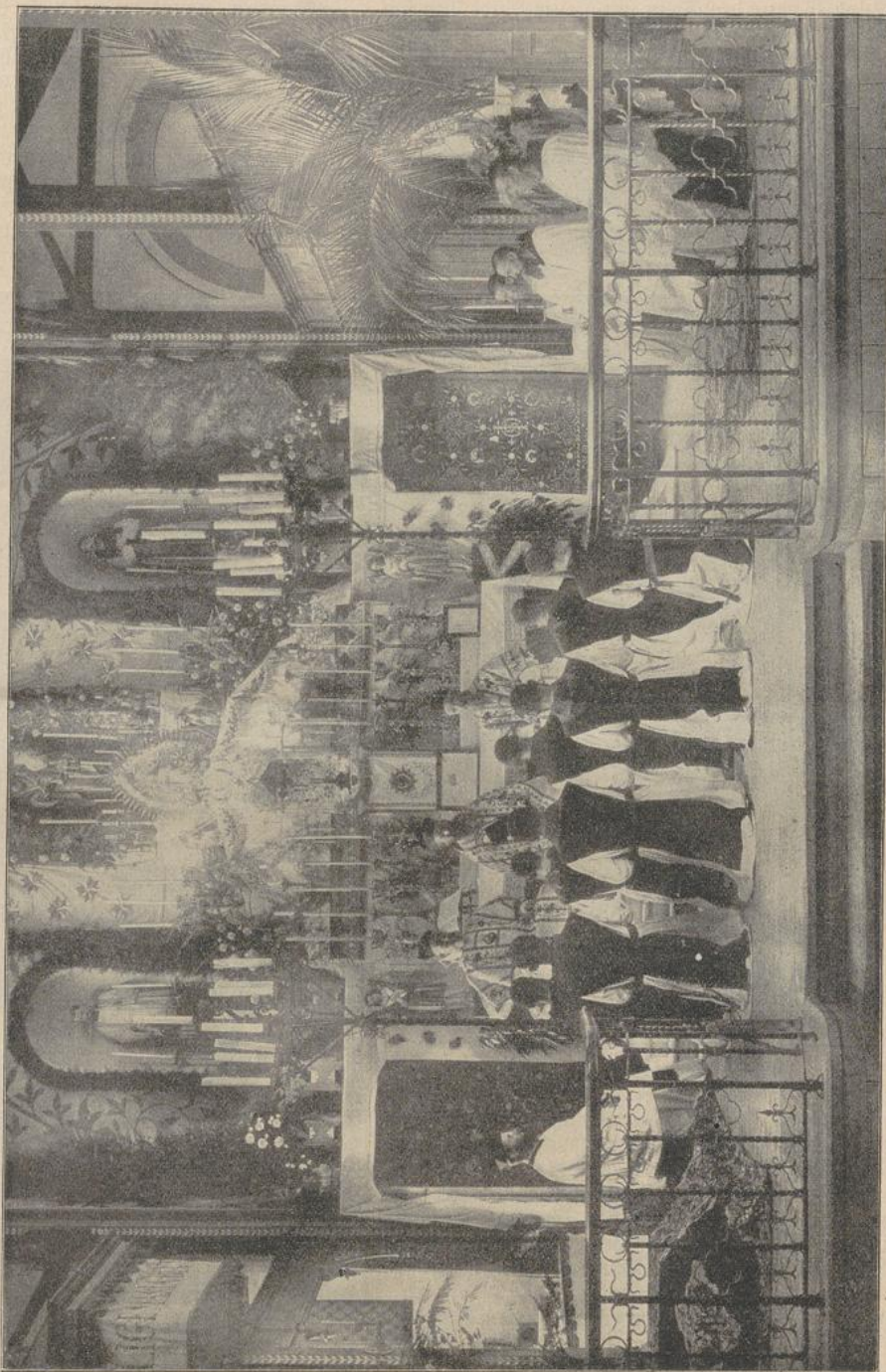


Abbildung der hl. Profet in Mariannhill.

rials taxieren zu können. Sie sehen, Sie haben einen wichtigen Fund gemacht.“ — So Bruder Otto.

im „Anthropos“, Jahrgang 1909, Bd. 4, die Uebersetzung aus der hebräischen Quadratschrift ergebe auf der Vorderseite die Inschrift: „Viertes Jahr“, und auf der Rückseite „der Be-

Ich schrieb ihm zurück: „Das Bild befand sich ganz im Freien und war vollständig dem Wind und Wetter ausgesetzt. Es war das erste Bild, das wir dort antrafen. Bruder Simon, der mich begleitete, nahm einen handgroßen Stein, klopfte zwei oder dreimal ein wenig daran, und er hatte den Stein mit diesem Bilde, das sich auf einer kleinen Platte befand, in den Händen. Ich nahm es in Verwahr. Die Farben sind noch sehr frisch und gut erhalten, nur der zweite Mann — im ganzen sind es, wie gesagt, vier — war etwas unklar, sodaß wir ihn anfangs gar nicht bemerkten. Ich überstrich das Bild mit Petroleum; nun wurden die Farben noch viel frischer, und plötzlich kam auch der zweite Mann ziemlich deutlich zum Vorschein.“ — Gegenwärtig befindet sich der Stein mit dem hochinteressanten Bild in unserm Museum in Mariannhill (Natal).

Zirkel, Kreuze usw. Dieser Umstand gab zu der Vermutung Anlaß, der Buschmann sei schon mit den Anfängen der hieroglyphischen Bilderschrift bekannt gewesen. Etwas Sicheres wird sich hierüber wohl kaum feststellen lassen.

Geradezu staunenerregend ist die Haltbarkeit dieser Farben. Es gibt in Kaffraria, den einzelnen Flußläufen entlang Buschmannshöhlen, deren Bilder infolge des häufigen Hochwassers unzähligemale dem Einfluß des Wassers ausgesetzt waren, und dennoch sind die Farben noch so frisch und klar, als wären die Bilder erst wenige Jahrzehnte alt. Die oben erwähnte Steinplatte, die ich am Ngolosa-Flusse fand, war von drei Seiten ganz frei in der Luft, das darauf gemalte Bild wird wegen der Figuren, die es darstellt, auf ein Alter von 2000 Jahren geschätzt und dennoch könnten bei einem



Wandmalereien von Buschmännern bei Reichenau in den Buschmannshöhlen.

Seine Farben entnahm der Buschmann verschiedenen Arten von Ocker. Hatte er den Grundriß entworfen, so benützte er mit Vorliebe schokoladeähnliches Braun, doch fand ich zahlreiche Bilder, wo auch rote, gelbe, blaue, grüne, weiße und schwarze Farbe zur Anwendung gekommen war. Als Beigabe zu den Figuren, die häufig einheimische Tiere und Jagdszenen darstellen, enthalten diese Malereien zuweilen allerlei Zeichen, wie Quadrate,

freierung Sions“; die Münze stamme aus der Regierungszeit des Simon Makkabäus, 143 bis 136 vor Christus. Er fügt bei: „Was diesem Fund eine besondere und einzigartige Wichtigkeit verleiht, das ist der Fundort: Mariannhill in Südafrika. Die vielumstrittene Frage nach dem Charakter und der Herkunft der südafrikanischen Ruinenstädte tritt mit diesem Funde zweifellos in ein ganz neues Stadium.“ — Gemeint sind die Ruinen von Zimbabwe in der Nähe der Goldfelder vom Maschonaland (Rhodesia), woselbst man mit vieler Wahrscheinlichkeit die Stätte des biblischen Goldlandes „Ophir“ vermutet.

neuen, auf Stein gemalten Bilde, die Farben nicht viel lebhafter und klarer sein, als sie es hier sind. Die schönsten und besterhaltenen Bilder fand ich allerdings innerhalb der genannten Grotten und Höhlen. Die Witterung selbst hatte ihnen da durchaus nicht geschadet, nur infolge der herabrutischenen Steine und Felsen waren die Farben einiger Bilder verwischt worden.

Ueber die religiösen Ideen und Kulturhandlungen dieser heidnischen Buschmänner habe ich nur wenig erfahren können. Soviel ist sicher, daß sie die Himmelskörper verehrten. Dr. Beck führt drei Gebete an, die sie zur Sonne, zum Monde und einem gewissen Sternbild verrichteten. Auch verehrten sie, ähnlich wie die Kaffern und Hottentotten, die Geister verstorbener Ahnen und Würdenträger; desgleichen glaubten sie an die Existenz gewisser Kobolde und böser Geister. Daß auch die Wahrsager, Regendoktoren und Hexenmeister ihr Unwesen trieben und den dicksten Aberglauben nähr-

ten, versteht sich bei einem so wilden, afrikanischen Volke von selbst.

Seit etwa 50 Jahren sind die Buschmänner aus der Gegend von Keilands verschwunden. Wohin sie zogen, wußte niemand zu sagen. Daß es in verschiedenen Bezirken Afrikas, namentlich in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden, noch immer Vertreter dieser merkwürdigen Menschenrasse gibt, ist bekannt. Auch die Bg-mäen, die Stanley am Mondgebirge traf, gehören offenbar zu ihnen. Weshalb zogen sie aus Keilands fort? Der Gründe sind mancherlei, ein starkes Anwachsen der Kaffernstämme, die sich in immer größerer Zahl hier niederließen, der allgemeine Haß gegen die Buschmänner, der infolge ihrer häufigen Diebstähle noch beständig wuchs, namentlich aber eine große im Jahre 1856 ausgebrochene Hungersnot. Da jedoch diese Katastrophe von tief einschneidender Bedeutung für alle hiesigen Eingebornen ist, wollen wir dieselbe in einer eigenen Artikelserie behandeln.

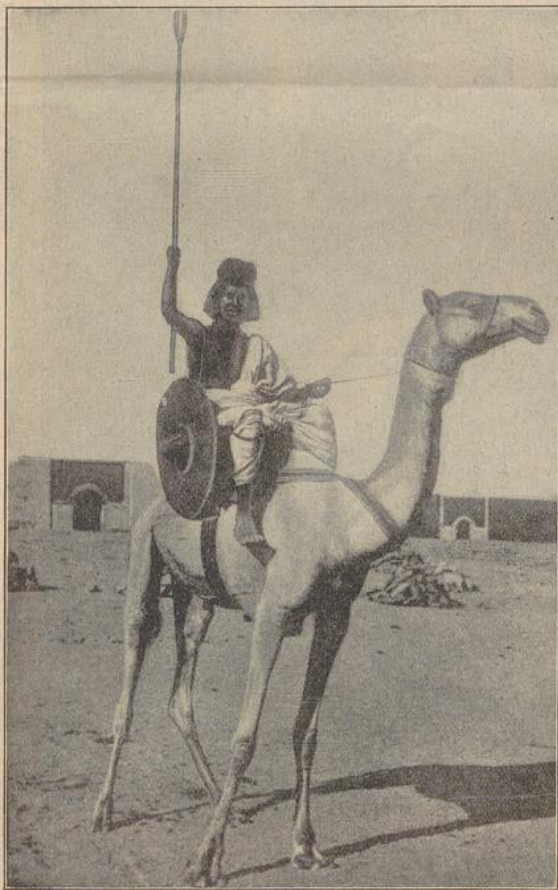
Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit drei Bildern Seite 101 und 102.)

(Fortsetzung.)

Montag, den 6. April 1908, kamen wir nach der Bahnstation Voi und dankten Gott, daß wir endlich die beschwerliche Steppenreise hinter uns hatten. Dafür



Somali Kamelreiter in Aden.

tauchten aber jetzt eine Menge anderer Schwierigkeiten auf. Unsere Eiseswagen durften, weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht ins Städtchen hineinfahren. Infolgedessen mußte man alles Gepäck zu dem etwa zwanzig Minuten vom Ausspannplatze entfernten Bahnhof tragen. Unsere schwarzen Fuhrleute aber weigerten sich dessen; erst auf eine gute Bezahlung hin ließen sie sich herbei, uns weitere Dienste zu leisten.



Reimers, Phot., Hamburg.

Stichhof, Berlin 68.

Ein junges Rhinoceros.

Dazu mein peinliches Fußleiden! Weiß nicht, wie lang ich brauchte, um die verhältnismäßig kurze Strecke zurückzulegen. Endlich ging es doch. Der Zug sollte um zwei Uhr nachts abfahren, also hieß es etliche zehn Stunden in Geduld warten. Aber wo? Das kleine Hotel war mit Reisenden so überfüllt, daß wir mit unserem Gepäck unter der Varanda Platz nehmen mußten. Es waren zwei Schlafzimmer da, allein einerseits waren auch sie schon besetzt, und andererseits wiesen sie nur ein paar leere Bettstellen, ohne Betten und Kissen auf; denn hierzulande pflegen die Reisenden ihre Schlafdecken selber mitzubringen, was wir aber damals noch nicht wußten. Da hieß es also trotz der großen Müdigkeit auf den Schlaf verzichten. Als einen großen Liebesdienst empfanden wir das freundliche Entgegenkommen einer jungen deutschen Dame, die uns Waschwasser mit allem Zubehör anbot, denn wir waren so voll Staub und Schweiß, daß uns eine gründliche Reinigung noch willkommen war, als Ruhe und Schlaf während der Nacht. Weite, weite Strecken hindurch hatten wir in der wasserlosen, von der afrikanischen Sonnenhitze verbrannten Steppe in einer beständigen Staubwolke fahren müssen. Man bedenke, welchen Staub zehn Lastwagen aufwirbeln, wenn an jedem einzelnen acht bis zehn Giel angespannt sind!

Es war schon spät am Abend, als es uns endlich gelang, etwas Essen zu bekommen. An Appetit fehlte es uns nicht, denn wir hatten den ganzen Tag über nichts anderes gehabt, als ein Stück trockenen Brotes und eine saure Orange, die wir von Kilima mitgenommen. So verging die Zeit. Endlich kam gegen zwei Uhr Nachts

unser Zug; er war schon so besetzt, daß es schwer hielt, noch irgendwo ein bescheidenes Plätzchen zu erobern. Von einem ordentlichen Sitz war keine Rede, denn die Passagiere hatten eine Unmasse Gepäck bei sich. Die meisten waren Engländer und Deutsche, die alle mit dem Schiff nach Europa wollten. Auch hier in den Coupés war alles über und über so voll Staub, daß man kaum wußte, wo man sich hinsetzen sollte. Frau Doktor Braun meinte einmal, sie ersticke noch voll lauter Hitze und Staub.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts fuhren wir ab und kamen gegen Mittag nach Bombassa. Hier begaben wir uns samt unserem Gepäck ins Missionshaus der Väter vom hl. Geist, wo wir auch diesmal gastliche Aufnahme fanden. Unser Schiff, „der Markgraf“, traf pünktlich am 10. April ein und sollte noch am gleichen Tage abfahren. Einer der Väter vom hl. Geist, denen wir überhaupt zu großem Danke verpflichtet sind, besorgte unser Gepäck, regelte unsere Sachen beim Zollamt und verhalf uns glücklich an Bord. Der Herr möge ihm und all seinen Genossen die treue Müheverwaltung lohnen!

Gegen 6 Uhr abends fuhr das Schiff unter den lustigen Klängen der trefflich geschulten Schiffskapelle hinaus in die hohe See. Nun waren wir wieder auf dem Indischen Ozean. Wir hatten eine gute Fahrt; Schwester Clementine, meine treue Reisegefährtin, blieb

von Seefrankheit so ziemlich verschont, ich aber bekam wieder hohes Malariafieber und hatte noch immer viel von dem leidigen Rheumatismus zu leiden.

Am 14. April umsegelten wir das Kap Guardafui,



Flamingos am Ufer des Nil.

Gilbert, Berlin 88.

das einem mächtigen, schlafenden Löwen täuschend ähnlich sieht, bogen dann in die Straße Babel Mandeb ein und landeten am 15. vor der englischen Festung Aden. Aden gilt als der heißeste Ort der ganzen Welt. Ich

wunderte mich nur, wovon denn die Leute eigentlich leben, denn ich sah, einen kleinen Garten an der Küste abgerechnet, nicht als kahle, nackte Felsen, ohne Baum und ohne Strauch. Uebrigens ist das Panorama großartig und die Farbenmischung, zumal am Morgen, wenn die Sonne über hohen, zackigen Bergspitzen heraufgezogen kommt, einzig schön. Das Hinterland muß doch fruchtbar sein, denn es kamen eine Menge Händler mit Südfrüchten an Bord. Sehr stark war auch das Angebot von Straußenfedern; man hätte fast glauben können, man sei wieder in Port-Elizabeth oder in Kapstadt.

Von Aden ging es hinein ins Rote Meer. Die Fahrt von hier bis zur Endstation Suez dauert etwa fünf Tage. Woher das Meer diesen Namen hat, weiß ich nicht, von einer roten Färbung konnte ich wenigstens nichts bemerken. Das Schiff glitt so still und ruhig dahin, daß man fast glaubte, man fahre auf einem See; auch kamen wir zu einer noch günstigen Zeit, im Frühling, denn im Juli und August, im eigentlichen Hochsommer, soll die Hitze oft ganz unausstehlich sein. Im Süden sahen wir das im italienisch-türkischen Kriege viel genannte Perim, gegen Norden zu verengte sich der schon an sich schmale Meerbusen immer mehr, so daß man beständig rechts und links das Ufer sah, hier Asien und dort Afrika, eines mächtiger und kolossaler als das andere, denn beide Uferstrecken wiesen höchst imposante Gebirgsketten auf. Am meisten bewunderte ich natürlich den Berg Sinai, der am 20. April zu unserer Rechten auftauchte. Es ist dies übrigens nicht ein einzelner steiler Berggipfel, sondern ein großer gewaltiger Gebirgsstock mit einer Unzahl höchst romantisch geformter Pinnen und Facken.

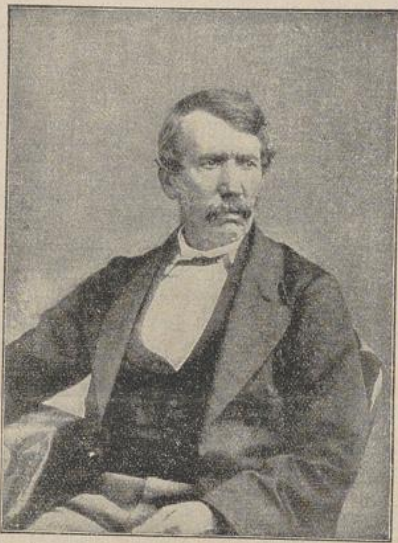
Am 21. kamen wir nach Suez und fuhren nun 18 Stunden lang durch den weltberühmten Kanal nach Port Said. Da gab es wieder eine Menge neuer Bilder. Die Gegend war flach; an beiden Seiten des Kanals wurde gebaut, denn er soll erweitert und rechts und links mit großen Dämmen und Böschungen aus Stein geschützt werden. Ueberall waren auch Bagger-schiffe in Tätigkeit, die Fahrt frei und offen zu halten. Draußen in den vielen Sümpfen und Lagunen sahen wir eine Unzahl stolzer Flamingos und anderer Wasservögel; wir fuhren an europäischen Zoll- und Haltestellen vorbei, nebenan im Wüstenlande lagerten vielfach in höchst primitiven Zelten einige Araber mit ihren Kamelen und Lasten, zeitweilig kam ein zweites Schiff und fuhr unter gegenseitigem freundlichem Winken und Zurufen der Passagiere hart an unserm „Markgraf“ vorbei. Kurz, es gab immer etwas Neues und Interessantes auf dieser originellen Völkerstraße, auf der die Vertreter dreier Weltteile nach Tausenden zusammen-treffen.

Port Said mag etwa 50 000 Einwohner haben und hat teils europäischen, teils morgenländischen Anstrich. Ich fand eine große, bunt ausgemalte Moschee, die der Europäer nur mit großen Stroh-Rantoffeln, die am Eingang zur Verfügung gestellt werden, betreten darf. Die katholische Kirche ist der hl. Eugenia geweiht. Wahrscheinlich datiert sie aus der Zeit der Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869, wo die damals noch von der ganzen Welt gefeierte Kaiserin Eugenie von Frankreich das Präsidium führte. Am Eingange des Hafens, da wo er ins Mitteländische Meer einführt, steht eine gewaltige Bronze-Statue seines Erbauers, des französischen Ingenieurs Lepseps. In selbstbewußter Haltung weist er mit der Rechten auf den Kanal hin, als wollte er sagen: „Die Passage ist frei! Glück auf zur fröhlichen Fahrt!“ (Schluß folgt.)

David Livingstone.

Am 19. März l. J. waren es 100 Jahre, daß der große Afrikaforscher David Livingstone geboren wurde, und am 1. Mai werden es 40 Jahre, daß er mitten in seinen Forschungsreisen in Zentralafrika starb. Er war ein edler Mann, und hat so viel zur Erschließung des dunkeln Erdteiles getan, daß ihm in jedem Missionsorgan ein Ehrenplatz gebührt.

Er ist ein Schottländer von Geburt. In der Dorfschule zu Blantyre bei Glasgow lernte er lesen und schreiben, da aber die Eltern nicht in der Lage waren, ihn studieren zu lassen, gaben sie den zehnjährigen Knaben in eine Baumwollspinnerei, wo er von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends arbeiten mußte. Doch die schwere Arbeit brach seinen Mut und seine Lernbegier nicht, und wäh-



David Livingstone. Gestorben, geliebt. Zum 100. Geburtstag des englischen Missionärs und berühmten Afrikaforschers, der am 19. März 1813 geboren, im Mai 1873 gestorben ist, bringen wir hier sein Portrait. Er war einer der erfolgreichsten Afrika-forscher und hat in Verbindung mit Stanley große Teile des damals noch dunklen Erdteiles erschlossen.

rend die Maschinen um ihn herum jurrten und das Garn sich um die Spulen schlang, weilte sein lebhafter Geist in weiter Ferne. Fleiß und Geschicklichkeit brachten ihm höheren Lohn ein, und seine Ersparnisse verwendete er auf den Einkauf von Büchern, deren Lesung ihn bis in die tiefe Nacht hinein beschäftigte.

So reiste der Knabe zum Jüngling heran, und eines Tages erklärte er seinen Eltern, er wolle Mission-sarzt werden, die Völker des Orients und des Südens aufsuchen, den Kranken helfen und allen, die ihn hören wollten, das Evangelium predigen. Unter vielen Entbehrungen oblag er in Glasgow seinen Studien, machte schließlich sein Examen mit Auszeichnung und reiste so-dann als junger Missionsarzt nach Afrika ab.

Zunächst begab er sich nach Kapstadt und dann nach Kuruman, der nördlichsten Missionsstation im Be-tschuana-Land. Von hier machte er mehrere Reisen ins Innere des Landes, um die Eingeborenen und ihre Sprache kennen zu lernen und den Kranken Hilfe zu bringen. Bald hatte er sich das Vertrauen der Schwar-zen in hohem Grade erworben.

Als er einmal von einer weiten Reise heimkehrte, fand er an einer Haltestelle, noch 250 Kilometer von Kuruman entfernt, ein kleines schwarzes Mädchen unter seinem Wagen kauend. Die Kleine war ihrem Herrn entlaufen, um nicht als Sklavin verkauft zu werden und war dem Wagen Livingstones zu Fuß gefolgt. Er labte sie mit Speise und Trank, als das Mädchen

plötzlich laut zu weinen und zu jammern anfang. Sie hatte einen Mann mit einer Flinte erblickt, der ihr nachgeschickt worden war, um sie zurückzuholen und der nun drohend dem Wagen nahte. Livingstone aber nahm das Mädchen in Schutz und sorgte dafür, daß es auch später vor der Sklaverei bewahrt wurde. Dieses Kind war ihm ein Sinnbild Afrikas, der Heimat des Sklavenhandels, und er machte den Vorsatz, alles aufzubieten, diesem Unwesen möglichst Einhalt zu tun, ein Entschluß, dem er auch Zeit seines Lebens treu blieb.

Livingstone war ein guter Arzt und hat unzähligen schwarzen Kranken ganz umsonst, nur um Gotteslohn, geholfen. Oft bewunderte er die Sturmmütigkeit und die Willenskraft dieser Schwarzen. Ohne eine Miene zu verziehen oder einen Schmerzenslaut hören zu lassen, ließen sich seine Patienten die Geschwüre öffnen oder sonstige tiefe Einschnitte mit dem Messer machen. Da sagte er wohl manchmal: „So schrei doch, Mensch, es tut ja weh!“ Doch der Kaffer erwiderte gelassen: „Nur Kinder schreien; ein Mann schreit nicht.“

Im Jahre 1843 gründete Livingstone die Missionsstation *Mabotsa* in der jetzigen Stadt *Mafeking*, die im letzten Burenkrieg so berühmt wurde. Jetzt geht von Kapstadt aus die Eisenbahn dorthin, damals aber war jene Gegend noch völlige Wildnis und Livingstones Leben schwebte häufig in Gefahr. So war einmal ein Löwe ins Dorf eingebrochen und hauste entsetzlich unter den Schafen. Die Eingebornen machten unter Livingstones Führung Jagd auf ihn. Der Störchenfied wurde auch schwer verwundet und zog sich ins Dickicht zurück; plötzlich aber stürmte er aus dem Buschholz wieder heraus, stürzte sich auf Livingstone, zerfleischte ihm die Schulter und zerbrach ihm den linken Arm. Schon hatte er seine Fänge auf den Kopf des Missionärs gelegt, als ein christlicher Eingeborner auf die Bestie eindrang, die nun ihr Opfer fahren ließ, um den neuen Angreifer ebenfalls übel zuzurichten. Das Tier war übrigens so schwer verwundet, daß nun seine Kraft erschöpft war und tot zusammenstürzte. Aber noch dreißig Jahre später fühlte Livingstone die Narben des Löwenbisses, und den linken Arm konnte er nie wieder höher als bis zur Schulter erheben.

Von *Mabotsa* siedelte Livingstone nach dem Dorfe *Tschonuanene*, das 70 Kilometer davon entfernt war. Hier hatte er alle Hände voll Arbeit. Er baute sich ein neues Heim, bestellte den Garten, besuchte die Kranken, besserte seine Flinten und Wagen aus, flocht Teppiche und Schuhzeug, predigte, gab Unterricht in einer Kinderschule, hielt medizinische Vorträge und bildete einige junge Eingeborne zu Katecheten heran. Seine Mußestunden verwendete er zu wissenschaftlichen Sammlungen, die er in seine schottländische Heimat schickte; daneben studierte er die giftige Tsetse-Fliege und das mörderische Fieber, das sie hervorrief, und arbeitete unverdrossen daran, Mittel gegen beide zu finden.

Sein neuer Wohnsitz hatte aber eine große Schattenseite: es fehlte an Regen und an Bewässerung. Daher beschloß Livingstone, noch weitere hiebzige Kilometer nordwärts nach *Kolobeng* in *Transvaal* überzusiedeln, wo er sich zum drittenmal ein eigenes Haus baute. Hier behielt er fünf Jahre seinen festen Wohnsitz, die längste und letzte Ruhezeit seines Lebens, das fortan eine ununterbrochene Wandererschaft wurde. Auch hier gewann er das Vertrauen und die Freundschaft der schwarzen Eingebornen in hohem Grad; denn um einen Kranken zu besuchen, ritt er oft, aller Gefahren ungeachtet, Tag und Nacht viele Meilen weit.

Da brach eine große Hungersnot herein. Eine große Dürre hatte die Saaten vernichtet und das Flußbett war völlig ausgetrocknet. Die Eingebornen mußten fortziehen, um von der Jagd zu leben, und die Frauen sammelten Heuschrecken als Nahrungsmittel. Kein Kind besuchte mehr die Schule, und die Kirche öffnete sich Sonntags vergebens. Da brach auch Livingstone auf und wanderte einem neuen Ziele zu.

(Nach Sven Hedin, *Von Pol zu Pol*, Leipzig, Brockhaus.)
(Fortsetzung folgt.)

Kleine Missionsnachrichten.

„Erhebe deine Augen und siehe ringsumher! Sie alle versammeln sich und kommen zu dir. Deine Söhne kommen von ferne und deine Töchter kommen von allen Seiten!“ Fast buchstäblich konnte man diese Worte des Propheten auf unsere Station *Mariahilf* in Anwendung bringen in der Woche vor dem Allerheiligentage. Von Nord und Süd, von Ost und West, von nah und fern kamen sie herangezogen, 70 an der Zahl, um durch den Empfang der heiligen *Taufe* sich in die Reihe der Christen aufnehmen zu lassen.

Alle Geschlechts- und Altersstufen waren in dieser ansehnlichen Menge vertreten: Greise und Erwachsene, Kinder und Säuglinge, Mann und Frau, Jüngling und Jungfrau, von 70 Jahren herab bis zum neugeborenen Kinde. Am Dienstag vor Allerheiligentage trafen die Katechumenen mit unseren *Erstkommunikanten* hier ein, zusammen fast 100 an der Zahl, und es war wirklich keine kleine Arbeit, für sie alle Unterkunft zu schaffen.

Am Abend des gleichen Tages fingen die heiligen *Exerzitien* an. Täglich waren vier Vorträge mit anderen zweckdienlichen Uebungen, um das ganze Volk in die rechte Stimmung zu versetzen. Die Aufmerksamkeit und der Eifer, mit welchem es den Uebungen beizuhöhen, verdient alles Lob. Am Allerheiligentage selbst begannen die Zeremonien um 7½ Uhr Morgens. Es herrschte ein solcher Menschenandrang, daß fast die Hälfte derselben in der Kirche keinen Platz mehr fand. Alle Fenster waren von Neugierigen belagert. Auch unter den *Erstkommunikanten* waren alle Altersstufen vertreten, vom 65jährigen Manne bis zum Kinde von 9 Jahren, das hinter der Kommunionbank gänzlich verschwand.

Es wurde 2½ Uhr nachmittags, bevor unsere *Erstkommunikanten* eine Stärkung zu sich nehmen konnten. Unsere neue Schule, die bei dieser Feier zum ersten Mal benützt wurde, kam uns trefflich zu statten. Die alte und neue Schule waren voll bis auf den letzten Platz. Die guten Leute selbst waren zwar alle recht schweigsam, aber Glück und Zufriedenheit strahlten aus ihren Gesichtern. Erst allmählich löste sich das Band der Zunge, bis zuletzt unter allen die ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte.

Ein erquickender Regen, der im Laufe des Tages fiel, erhöhte nur die allgemeine Freude. Denn es hatte schon lange nicht mehr geregnet, und die halb verdurstete Erde trank mit Gier das köstliche Naß.

Am nächsten Tage zogen die guten Burichen wieder heimwärts zu in ihre *Kraals*, auf unserer Station aber lag wieder der alte, stille Frieden. Möge der Allmächtige diese glücklichen Seelen in ihrer Unschuld und ihrem *Erstlingsseifer* erhalten!

P. Bonifaz.

Auch auf unserer Missionsstation *St. Anna* fand am genannten Festtage eine recht schöne *Tauffeier*

statt. P. Beda, der dortige Missionar, läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

Die Tage vor Allerheiligen brachten in das einsam, aber herrlich gelegene St. Anna wieder etwas Abwechslung und Leben. An diesem Feste nämlich empfingen 15 Personen, 11 Erwachsene und 4 Kinder, die heilige Taufe.

Diese Katechumenen kamen schon Montags auf die Station, um sich während dreier Tage durch Empfang des Unterrichtes, durch Gebet, Arbeit und Schweigen auf die heilige Handlung vorzubereiten. Die Tagesordnung war dieselbe, wie ich sie zur Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion aufgestellt hatte. (Siehe Febr.-Nr. 1913.)

teilhaftig und dereinst der Zahl der Heiligen beigezählt werden mögen. Fiat!

Maria-Einsiedeln, unsere zweitälteste Missionsstation, — die älteste ist bekanntlich Reichenau am Pösel-Flusse — feierte am Sonntag nach Allerheiligen 1912 ihr 25jähriges Gründungsfest. Diese Filiale wurde von Anfang an nicht als eigentliche Missionsstation errichtet, sondern zunächst als eine Haltestelle und als ein Mastplatz zwischen Mariannhill und dem 188 Kilometer davon entfernten Reichenau. Es fehlten auch alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung der Mission. Die kleine Station, auf deren Grund und Boden keine einzige Kaffernfamilie wohnte, war rings von protestantischen Farmen umschlossen, deren Besitzer



Kinderbewahrkalt unserer Missionsstation Lourdes in der Kaptolonie.

Das Verhalten der Katechumenen zeigte, daß sie von der hohen Würde, zu der sie durch den Empfang des heiligen Sakramentes erhoben werden sollten, hinlänglich überzeugt und durchdrungen waren.

Am vorhergehenden Sonntag war bekannt gegeben worden, daß am Allerheiligentage (Freitag) die Zeremonien der heiligen Taufe schon um 7 Uhr beginnen würden. Und so geschah es, daß die Leute bereits in frühester Morgenstunde erschienen, und zwar nicht nur Katholiken, sondern auch Heiden und Protestanten.

Das ganze Fest nahm den denkbar schönsten Verlauf. Alle diese Neuchristen waren über die ihnen gewordene Gnade überglücklich; besonders aber freute sich ein Familienvater, der an diesem Tage zugleich mit drei seiner Kinder getauft worden war. (Seine Frau war schon Christin.)

Möge der himmlische Vater in diesen seinen neuen Kindern das Werk der Gnade, das Er begonnen, auch fortsetzen und vollenden, damit sie alle seines Reiches

es nicht gerne sahen, wenn die Schwarzen zu uns in die Kirche und zum Unterrichte kamen. Dazu waren die provisorischen Bauten, meist armselige Lehm- und Blechhütten, viel zu klein, selbst für eine ordentliche Tagesschule; vor allem aber fehlte die Hauptsache: hinreichendes Missionspersonal. So blieb Einsiedeln immer eine kleine, für die Mission wenig Aussichten bietende Station.

Am genannten Jubiläumsfeste wurden 40 Personen getauft. Der Eindruck, den das auf die umwohnenden Schwarzen machte, war ganz außerordentlich; denn seitdem ist das dortige Missionskirchlein jeden Sonntag so gedrängt voll, daß schon mancher in der abnormen Hitze ohnmächtig zusammenbrach. Die in der Nachbarschaft befindlichen protestantischen Kirchen werden leer, alles kommt zu uns nach Einsiedeln. Um Platz zu gewinnen, schafften wir alle Stühle und Bänke heraus, und die Brüder und Schwestern begnügten sich, der heiligen Messe dadurch beizuwohnen, daß sie im Freien stehend,

durch die offenen Türen und Fenster auf den Altar hinsahen. Sie bringen den Schwarzen zulieb dieses Opfer mit Freuden. Ich habe schon allen Ernstes daran gedacht, die dortige Scheune zu einem Kirchlein herzurichten, weil sie mehr Leute fassen würde. Wenn wir nur auch eine Schule und eine tüchtige Lehrkraft für Eingesiedeln hätten!

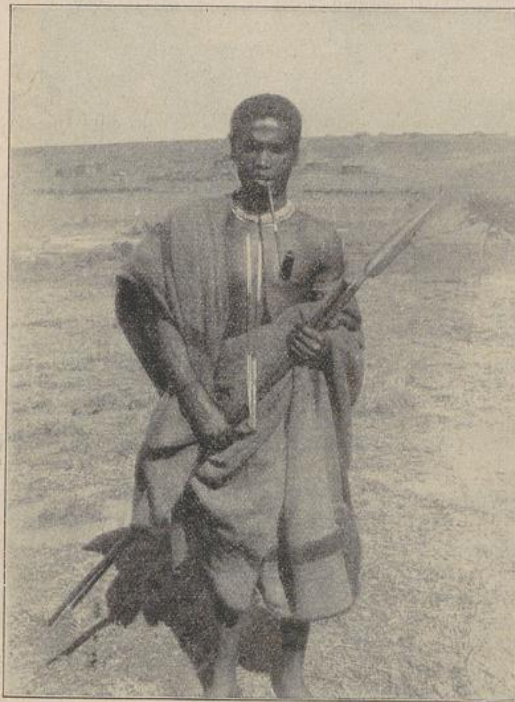
Uebersaus schön und gnadenreich war heuer auch das heilige Weihnachtsfest: 34 Neubekehrte, meist Kinder und Frauen, empfingen da ihre erste heilige Kommunion. Doch darüber in einem eigenen längeren Bericht.

Weihnachten im Hochsommer.

Vom Hochw. P. Solanus Peterel.

Eingesiedeln. — Weihnachten! Welch' süßen, beseligenden Klang besitzt doch dieses Wort! Da singen alle, und wessen Mund und Kehle nicht zum Singen geformt ist, der singt und jubiliert doch mit in innerster Seele. In dieser hochheiligen Nacht steht gleichsam der Himmel offen, und kehrt Friede und Freude in jede Hütte und in jedes Menschenherz ein. Selbst der Sünder und der Heide kann sich dem wunderbaren Zauber, der an diesem Tage alles umschlingt und Himmel und Erde miteinander vereint, nicht ganz entziehen.

Woher kommt doch das? Das alles kommt vom holden, süßen Jesukindchen, das unsertwegen vom Himmel auf die Erde herabgestiegen und nun als zartes Kindchen in der Krippe liegt. Von seiner allumfassenden Liebe ist niemand ausgeschlossen, kein Land, kein Volk, kein Menschenherz, und darum herrscht dieselbe wunderbare Weihnachtsfreude im kalten Norden, wie im heißen Süden. Wir in Natal feiern Weihnachten im Hochsommer. Mancher unserer geehrten Leser wird sich dies kaum vorstellen können und glaubt wohl,



Junger Tembu (Keilands.)

ein wahres, echtes Weihnachtsfest lasse sich nur mitten im Winter feiern, am besten im weißen, flockigen Schneee. Doch ich gebe, nachdem ich mehr als zwanzig Weihnachtsfeste in Natal gefeiert, dem südafrikanischen bei weitem den Vorzug.

Die ganze Natur hat das schönste, farbenprächtigste Gewand angelegt. Der Himmel ist so rein, so sonnig und klar, und die Erde prangt überall in frischem, saftigem Grün. Dazu diese tropische Blumenpracht, die Maisfelder, Orangengärten, Palmenhaine, die Weinberge mit den ersten, reisenden Trauben! Im Obstgarten rotwangige Äpfel neben goldgelben Birnen, reife Pflaumen, Mirabellen, Mangos, Aprikosen; nicht zu vergessen die Bananenhaine mit ihren fast zentnerschweren Riesentrauben, von der süßen Last zur Erde gebeugt, als wollten sie die köstliche Frucht dem lieben Jesukinde höflichst anbieten. Kurz, es ist eine schöne, hochherrliche Zeit, und diese ganze Fülle der Natur, liegt am hohen Weihnachtsfeste zu den Füßen des göttlichen Kindes und seiner jungfräulichen Mutter.

Ich denke vergangener Zeiten; Weihnachten im stillen Vaterhaus, drüben im kalten und doch so heißgeliebten Schlesien, steigt wieder vor meinem Geistesauge auf. Ach, wie kalt war es da an Weihnachten! Und den Christbaum mußten wir meilenweit im benachbarten österreichischen Schlesien holen. Von Blumenschmuck war natürlich keine Rede. Und Obst? — Nur Äpfel gab es schon, aber die waren alt und eingeschrumpft, zum Teil auch angefault und wurmfest, denn die lieben Eltern mußten sie fest zusammengepackt hinter Schloß und Riegel halten, damit wir sechs Buben, die stets bei gutem Appetite waren, nicht dahinterkamen. Kind und Obst gehören zusammen, wie Gesang und ein heiteres Gemüt. Trotzdem war Weihnachten auch im kalten Winter gar lieblich und schön; die edle, aufopfernde Elternliebe und die kindlich-unschuldige Geschwisterliebe machte alles Kalte warm. Daß es aber im heißen Süden, mitten im afrikanischen Hochsommer, auch ein recht schönes Weihnachten gebe, das habe ich mir damals nicht träumen lassen.

Besonders schön war es heuer an Weihnachten auf unserer kleinen Missionsstation Maria-Eingesiedeln. Denn zu dem an sich so schönen und gnadenreichen Fest gesellte sich noch die Feier der ersten hl. Kommunion von 36 schwarzen Neuchristen. War das ein schöner Tag und eine weihervolle, hochherrliche Nacht! Milde Sommerlüfte ringsum; der wolkenlose Himmel voll funkelnder Sterne, der leuchtende Vollmond mit seinem milden Silberglanze, und der stille Friede, der über die ganze Landschaft sich lagerte, wirkten mächtig auf Herz und Gemüt.

Um 1/12 Nachts läutete das Glöcklein. Ich trat in das von fleißigen Schwesternhänden reich geschmückte Missionskirchlein und fand da zu meiner Freude schon sämtliche Erstkommunikanten vor dem Tabernakel versammelt. Schlag 12 Uhr begann das Hochamt, wobei die Klostergemeinde kommunizierte. Dann pilgerten wir zusammen zu unserer geräumigen Scheune, die als Schlafstätte für unsere Erstkommunikanten eingerichtet worden war, und wo auch unser Christbaum stand. Welch' ein Bild! Meine lieben Erstkommunikanten vor dem Christbaum in einer Scheune! Ich dachte unwillkürlich an den Stall zu Bethleem und an die dortige Krippe. Von oben grüßte der Vollmond herunter und übergoß die Scheune, das Maisfeld, die Stationsgebäude und das Kirchlein mit magischem Licht. Im Obstgarten aber prangten rotwangige Äpfel! Die sahen anders

aus als die alten, eingeschrumpften und wurmförmigen Dinger in illo tempore in der kalten Weihnachtszeit im fernen Vaterhaus! Meine Schwarzen fingen aus freien Stücken zu singen an. Sie sangen nach der bekannten Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht“, in Kaffrisch natürlich, und das klang auch anders als drüben im schneebedeckten Europa hinterm geheizten Kachelofen.

Gegen 6 Uhr folgte die Morgenmesse, wobei die schwarzen Neubekehrten zur hl. Kommunion gingen, d. h. die älteren Christen, die schon öfters kommuniert hatten. Die Erstkommunikanten hielten ihre Feier erst bei der dritten heiligen Messe, die um 10 Uhr stattfand.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage war schon um 5 Uhr früh sakramentaler Segen und ging alles, klein und groß, zur hl. Kommunion; die hl. Messe aber sollte auf der etwa 10 Kilometer von Einsiedeln entfernten Außenstation „Amandus-Hill“ stattfinden. Gegen 1/2 7 Uhr brachen wir auf und marschierten in kleinen Gruppen von 4–6 Personen über Berg und Tal; die Erstkommunikanten, der Mehrzahl nach in schlichtes Weiß gekleidet, zogen voraus, ich selbst beschloß als Vater undhirt den Zug. Es war ein prächtiger Marsch in der frischen, würzigen Morgenluft, und der geheimnisvolle Weihnachtssegens, sowie der aus jedem Herzen aufsteigende Festjubiläum schien noch alles zu erfüllen: jede Christenbrust und jede Menschenzunge, und lagerte sich über die Berge und die Täler, über Wald und Au, selbst über die nackten Felsenzinnen des mächtigen Inhlazuka-Berges im Osten.

Da sahen wir plötzlich auf einer großen Wiese eine Schar Störche spazieren. Ich begrüßte sie als alte europäische Bekannte, und wiederum zog es mich in Gedanken heimwärts, dem lieben Vaterhause zu. Damals, in seliger Jugendzeit, wußte ich nur, daß die lieben Störche im Herbst nach dem warmen Süden zogen, um mit beginnendem Frühjahr wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Niemals aber hätte ich gedacht, daß ich die lieben Gäste hier, in Natal, wieder treffen sollte. In meinem Heimatdort war auch eine Storchenfamilie. Hoch oben auf einem riesengroßen Birnbaum hatte man für die Herrn Störche ein altes Wagenrad angebracht. Dort bauten sie ihr Nest und versorgten aus Dankbarkeit das ganze Dorf mit kleinen Buben und Mädchen aus dem nahen Oppa-Fluß, was für sie mit ihren langen Beinen und kräftigen Schnäbeln eine Kleinigkeit war. — O selige Kindheit in ungetrübter Keinheit und Unschuld! Welch ein Glück ist es doch, unter der Obhut und dem Schutze frommer, christlicher Eltern aufzuwachsen! Das gibt einen Halt und ein festes Fundament fürs ganze kommende Leben. Leider wissen die schwarzen Kinder Chams nichts von diesem Glück. Das arme Heidenkind wächst auf ohne Glauben, ohne Führer, ohne Hirt, und seine ganze Atmosphäre ist wie mit giftigen Miasmen gesättigt. —

Doch zurück zu unseren Störchen! Ich gab ihnen tausend herzliche Grüße auf an all' meine lieben Angehörigen in der Heimat und an alle Gönner und Wohltäter der Mariannahiller Mission. Schon Ende Februar und anfangs März fangen die Störche an, sich zu sammeln, um bald darauf zu verschwinden. Während ihres Aufenthaltes in Afrika gehen sie nur ihrer Nahrung nach, die sie meist im Ueberflusse finden, denn die endlosen Grasflächen wimmeln von allen Arten von Insekten, und in den Sümpfen und an nassen Stellen finden sie Frösche in Menge, sodaß man sagen kann, der Himmel habe ihnen da eine fürstliche Mahlzeit zu rechtgesetzt. Auf Nesterbau, Eierlegen und Nachwuchs

lassen sie sich hier im Süden nicht ein; sie sorgen bloß für den ausgehungerten Magen und sammeln frische Kräfte für die Rückreise nach Europa. —

In Amandus-Hill war bei unserer Ankunft schon alles für's hl. Messopfer bereit. Zuerst hörte ich einige Christen Beicht, zelebrierte dann die hl. Messe und hielt zuletzt unter dem Schatten einer gewaltigen Eiche die Festpredigt. Nach der schönen religiösen Feier verabreichte Herr Schmidt, der uns seinerzeit in generöser Weise Grund und Boden usw. für die genannte Außenstation überlassen hatte, den Erstkommunikanten ein erfrischendes Getränk und ließ sogar für all die vielen hungrigen Gäste ein Schäschen und ein Ziegenböcklein aus seiner Herde schlachten und zurichten.

Gegen 3 Uhr brachen wir auf, denn wir wollten noch vor Einbruch der Nacht unsere Hauptstation „St. Bernard“ erreichen. Sie liegt bekanntlich am Inhlazuka-Berg, der mit seinen gewaltigen Felsmauern hoch in die Lüfte ragt und in majestätischer Größe und Ruhe weit in die Lande schaut. Milde Spenden edelgesinnter Wohltäter ermöglichten es mir, ganz oben auf dem Plateau ein großes, weißes Kreuz zu errichten. Seit geraumer Zeit steht es nun da droben bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und im Sturmesbrausen und schützt und segnet die ganze Gegend. Es ist eine res sacra, ein gottgeweihter Gegenstand, eine Schutzwehr gegen die Mächte der Finsternis, eine Freude und ein Segen fürs gläubige Christenherz.

Da stand der imposante Berg vor mir, da und dort trat eine silberhelle Quelle hervor und eilte über den steilen Bergabhang dem Tale zu, während im fernen Osten auch ein Teil vom Indischen Ozean sichtbar wurde. Ich dachte unwillkürlich an das herrliche Gotteslob, das jeden Morgen die heilige Kirche nach dem Beispiele der Jünglinge im Feuerofen anstimmt, und sang und betete: „Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, alle Werke des Herrn, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ihr Berge und Hügel preiset den Herrn, ihr Quellen und Meere, lobet und rühmet ihn über alles in Ewigkeit!“ Gegen Westen zu, hoch über Felsen und Schluchten, kreisten ein paar mächtige Raubvögel, und ich fuhr fort zu beten und zu singen: „Alle Vögel des Himmels, preiset den Herrn, ihr zahmen und wilden Tiere, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit! Ja, alles was Odem hat, lobe den Herrn!“ —

Gegen Abend rückte die ganze Kolonne in „St. Bernard“ ein, körperlich zwar hübsch müde, geistig um so frischer und munterer. Das waren schöne Weihnachten für das Volk, für unsere Brüder und Schwestern, und nicht in letzter Linie auch für mich, den Priester und Missionar.

Als ich im Jahre 1890 den Plan ins Auge faßte, das Vehrach aufzugeben und zu den Trappisten nach Afrika zu gehen, ein Gedanke, den ich auf Weihnachten des genannten Jahres auch wirklich ausführte, da beschrieb man mir diese Schwarzen als gar gefährliche Leute, als die reinsten Räuber und Menschenfresser. Schon der Name Heide, Neger, Zulufasser rief in mir schreckliche Vorstellungen wach. Wie sie nur eigentlich aussehen mochten? Ich konnte mir von der schwarzen Hautfarbe keinen klaren Begriff machen. Bald dachte ich an einen recht unsauberen polnischen Juden, bald an einen ungewaschenen serbischen Zigeuner oder gar an einen russischen Schornsteinsfeger, und glaubte dann so ziemlich das Richtige getroffen zu haben. Und wie ich dann nach Afrika kam und die Leute wirklich sah

und sie näher kennen lernte, da merkte ich erst, wie weit ich daneben geschossen hatte. Nein, das sind keine Räuber und Menschenfresser, im Gegenteil, sogar unter den Heiden fand ich edle, ganz respectable Charaktere, und unter unseren schwarzen Neuchristen gibt es viele, welche durch ihren Glauben, ihren Opferfinn und wahrhaft christlichen Lebenswandel gar manchen europäischen Christen und Katholiken tief in Schatten setzen. Aber die schwarze Hautfarbe! — Auch sie wirkt keineswegs abstoßend. Die Zulus sind meist prächtig gebaute Figuren, und die kastanienbraune Gesichtsfarbe hat eine ganz eigenartige feine Politur, wie von erstklassiger Künstlerhand aufgetragen. Sie sind eben auch Geschöpfe Gottes, Kinder des Allerhöchsten und unsere Brüder. —

Am St. Johannistag, desgleichen am Tag der Unschuldigen Kinder ging wieder alles, groß und klein, zur hl. Kommunion. Ich selbst hatte am letztgenannten Tag des Jahres 1890 aus Hand des unvergesslichen Gründers von Mariannahill, Abt Franz Pfanner, das hl. Ordenskleid erhalten. Die Kinder wußten das, legten ganz aus freien Stücken ihre Sparpfennige zusammen und brachten mir dann am Vorabende ihr Opfergeld mit der Bitte, eine hl. Messe ganz nach meiner Intention zu lesen. Hätten diese schwarzen Neubekehrten wohl einen schöneren Wunsch äußern können?

Zum Schlusse frage ich: Ist denn niemand da, der sich persönlich unserer Mission anschließen will? O wie viel Schönes und Gnadenreiches bietet die Mission im Heidenlande! Wie viel kann ein seeleneifriger Missionar mit Gottes Gnade tun für diese armen Schwarzen, und wie viele und große Verdienste kann er sich selbst für den Himmel sichern! Drum, kommt und verkostet selbst, wie wahr es sei, was der hl. Bernard in seinem herrlichen Hymnus Jesu, dulcis memoria gesungen:

Jesu, wenn ich dir nachsinne,
Schlägt mein Herz in sel'ger Minne;
Kann ja Süß'es nicht auf Erden,
Als bei uns dein Weilen werden.

Keine Zunge sagt das wieder,
Keine Feder schreibt es nieder;
Nur ins Herz ist's eingeschrieben,
Was es heiße, Jesum lieben!

Sar View.

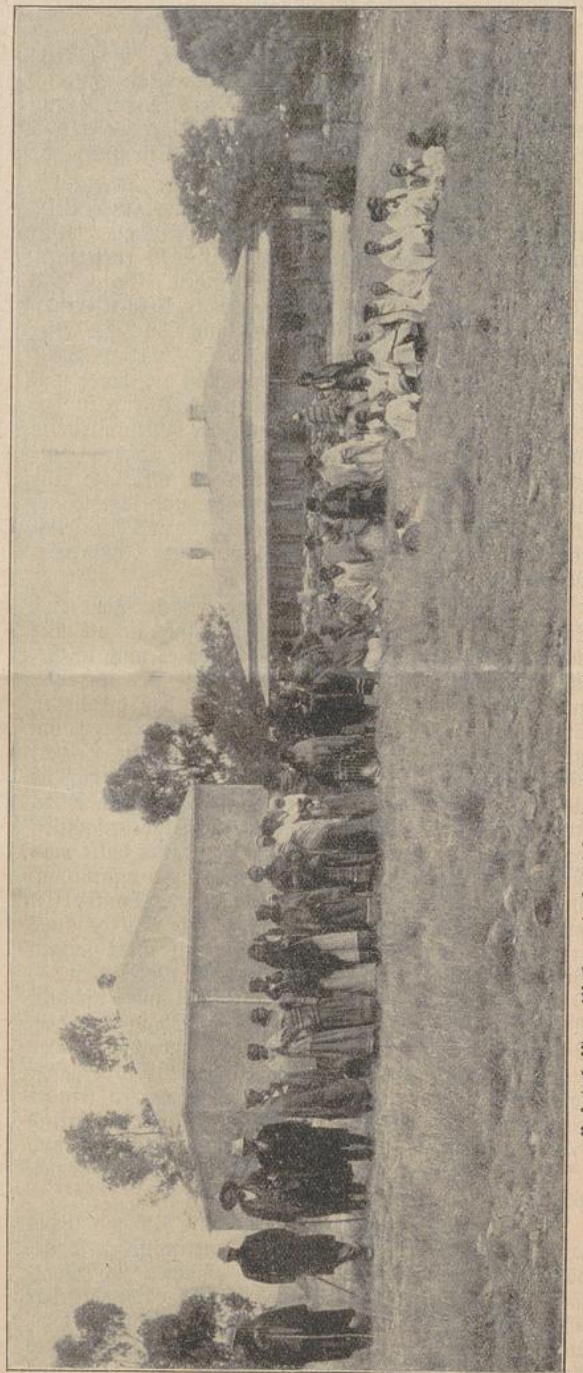
Von Br. Johannes Hauptmann.
(Mit 2 Bildern Seite 108 und 109.)

Sar View, gegenwärtig die jüngste Filiale unserer Missionsstation Mariazell in der Kapkolonie, wurde seinerzeit von einem jungen, unternehmenden Engländer gegründet. Er spekulierte in Viehhandel, baute aus Bruchsteinen eine gegen 90 Meter lange und 60 Meter breite Hürde, in welcher er, wie man mir versicherte, zuweilen gegen tausend Pferde unterbrachte, um sie bei erster Gelegenheit mit Gewinn zu verkaufen. Bald errichtete er auch ein Hotel, er bekam die Post, und Sar View wurde ein Knotenpunkt für Reisende und südafrikanischen Postverkehr. Kurz, das Geschäft florierte. Doch der kluge, energische Besitzer konnte sich seines Glückes nicht lange erfreuen, der Tod rief ihn im kräftigsten Mannesalter von hinnen ab.

Nun kaufte ein Storekeeper (Kaufmann) aus Mataiele das Besitztum. Da er jedoch nur selten an Ort und Stelle sein konnte, und die Verwalter, die er anstellte, viel zu wünschen übrig ließen, kam die schöne Ansiedlung bald mehr und mehr in Verfall, so daß er

sie, der ständigen Plackereien überdrüssig, zum Verkauf ausbot. So kam die Ansiedlung Ende 1910 an die Mariannahiller Mission.

Die nächste Missionsstation ist Mariazell, doch ist



Basutochristen, Kirche und Hotel in Sar View, jüngste Ansiedlung von Mariazell in der Kapkolonie.

dieselbe immerhin noch 25 englische Meilen oder 40 Kilometer davon entfernt, so daß sie von dort aus nur schwer pastoriert werden kann. Bei dem großen Priester-mangel konnte lange Zeit kein eigener Missionar dort stationiert werden; nur etwa zweimal im Monate war

dieselbst eine hl. Messe, sonst leisteten einfache Katecheten Aushilfe, soweit sie eben konnten. Das Missionsgebiet selbst war uns bei Uebernahme der Station keineswegs neu. Ich selbst war schon vor 16 Jahren bei meinen katechetischen Exkursionen dorthin gekommen; auch der Priester mußte zeitweilig hin, denn es wohnte in der Nähe eine christliche Witfrau aus dem Basutoland, welche die hl. Sakramente empfangen wollte. Später kamen noch mehr Katholiken; auch meldeten sich verschiedene Katechumenen, so daß bei Far View eine eigene Katechetenstelle entstand. Christliche Familien

von Gardenberg wanderten ebenfalls nach jener Gegend aus, zogen aber so weit nach Süden, daß Far View so ziemlich in der Mitte zwischen Mariatzell und ihrer Niederlassung liegt. Auch diese wollten zeitweilig besucht sein, und so sind im Laufe der Jahre von Mariatzell aus 12 Katechetenstellen entstanden. Für Missionszwecke ist daher Far View recht günstig gelegen. Es ist auch ein schöner Platz, der seiner hohen Lage wegen seinem Namen

Far View, auf Deutsch „Fern-Sicht“ alle Ehre macht. Auch an Leuten fehlt es nicht, denn es grenzen hier drei Hauptstämme aneinander. Im Norden die Basutos, im Westen und Südwesten die Batlofwa, und im Süden und Südosten die Amagosa. Die Batlofwa werden allerdings vielfach auch zu den Basutos gerechnet, reden auch ihre Sprache, doch in einem besonderen

Dialekt, und sind auch noch in anderen Bezirken zu finden, da sie vor etwa 50 Jahren von dem berühmten Basuto-Häuptling Moschwešwe überwunden und aus dem Basutoland vertrieben wurden. Immerhin muß

der Missionar und Katechet die beiden Hauptdialekte Sesuto und Kosa sprechen können.

Der Gesamteindruck von Far View ist recht günstig. Die schon vorhandenen Gebäude wurden natürlich für Missionszwecke adaptiert; somit gibt es eine Kapelle



Br. Johannes gibt Katechese in einem Basutostaal bei Mariatzell.

und Schule, aus Ziegeln erbaut, 300 Schritte nördlich davon eine solide Wohnung für den Priester und seinen Gehilfen, einen Laienbruder, gegen Osten zu liegt eine Katechetenwohnung. Die Haushaltung führen einige

brave Marienhaus-Mädchen, die sich mit dem Gedanken tragen, später Missionsschwestern zu werden. Einen besondern Schmuck bildeten bisher die Bäume, meist Blächwatteln und Eufalyptus. Leider haben die ersteren bei der abnormen Hitze und Trockenheit des letzten Jahres sehr gelitten, während sich die Eufalyptusbäume widerstandsfähiger erwiesen.

Und die Mission? Nun, im allgemeinen sind die Aussichten ziemlich günstig, denn wir haben ja, wie bemerkt, eine beträchtliche Anzahl von Katechetenstellen; doch die meisten sind so weit entfernt, daß die Leute nur hie und da zur Kirche kommen können. In nächster Nähe von Far Biew ist übrigens auch ziemlich viel Volk, doch die Heiden haben es mit der Befehrung nicht allzu eilig. Die Protestanten sind williger; wir haben mehr protestantische Katechumenen als heidnische. Wären wir Katholiken früher auf dem Platze erschienen, als die Protestanten, die schon längst eine ganze Reihe von Schulen und Kapellen in diesem Bezirke besaßen — eine dieser Schulen ist nur 20 Minuten von hier entfernt, — so hätten sich die Schwarzen alle uns angeschlossen. Auch jetzt noch ist bei vielen die Hinneigung zum Katholizismus groß, ähnlich im Basutoland (ich könnte viele Beweise dafür vorbringen); doch leider fehlt es uns an den nötigen Priestern und Katecheten; auch an Geld, um letztere zu besolden. Sogar in Far Biew selbst ist gegenwärtig kein der Eingeborenen-sprache kundiger Missionar. Nur einmal im Monat kommt ein solcher von Mariatzell hierher, um die Leute beizuhören und einzelne Katechumenen in die Kirche aufzunehmen; sonst besorgt die Missionsarbeit ein Katechet. Christen sind es gegenwärtig 110, Katechumenen 105. Am 15. September 1912 feierten 12 schwarze Neuchristen ihre erste heilige Kommunion, und am Feste der heiligen drei Könige 1913 wurden 20 Personen getauft, beziehungsweise vom Protestantismus in die katholische Kirche aufgenommen. Es könnte noch ungleich mehr geschehen, wenn es uns nicht so sehr an Geld und Leuten fehlte.

Auch die Kapelle ist noch recht arm. Da sind vier nackte Wände, als Altartisch dient ein ausgerangiertes Harmonium, der Tabernakel, das Zelt des Allerhöchsten, es ist ein einfaches Kistchen. Wenn man dies sieht, schweigt man gerne und trägt in Geduld die eigene Armut. Die Arbeiten im Haus, in der Küche und im Garten besorgen, wie schon oben angedeutet, drei schwarze Jungfrauen. Eine von ihnen ist zugleich Hilfslehrerin, und für alle drei ist das Ganze eine Probe, ob sie eventuell in eine Schwesternkongregation aufgenommen werden könnten.

Ende August 1912 kamen wir hierher. Da begann eine harte Zeit; am schwersten fiel uns der Mangel an Wasser. Es hatte seit Monaten nicht mehr geregnet, und somit waren die Wasserbehälter leer und sogar die Quellen versiegt. Mit einem Ochsengepann mußten wir vom nächsten, zwei volle Stunden entfernten, Flusse Wasser holen. Zuletzt vertrocknete auch der Fluß, so daß nur einige Wasserpflanzen übrig blieben, und die Ochsen, die kein Gras mehr fanden, mußten wir in abgelegene Gebirgsschluchten treiben. Viele Tiere sind verhungert; desgleichen eine Menge Bäume verdorrt, namentlich Kiefern und Blächwatteln. Mitte Dezember kam endlich etwas Regen, doch keineswegs genügend. Wer hilft uns beten, daß wir diese schwere Prüfungszeit bestehen? Hier hat sogar die Regierung zu öffentlichen Gebetstagen aufgefordert, und die schwarzen Häuptlinge taten bei ihren Leuten das Gleiche.

Erstkommunikanten in Hardenberg.

(Siehe Titelbild.)

Im Jahre 1912 belief sich die Zahl unserer Erstkommunikanten auf 64. Wie eine solche Schar aussehen mag, davon gibt unser diesmaliges Titelbild eine kleine Idee. Wir selbst sind viel zu arm, um den Leuten passende Kleider zu geben, und somit nehmen sie eben, was sie gerade haben. Daß es da nicht nur typische Gesichter, sondern auch typische Trachten gibt, läßt sich denken. Doch die Hauptsache ist ja das reine, gut vorbereitete Herz, und hoffentlich fehlt es daran nicht bei unsern großen und kleinen Kindern.

Voriges Jahr waren drei deutsch-belgische Benediktiner einige Monate hier, um Sesuto zu studieren, da sie unter den Basutos in Transvaal eine Mission eröffnen wollten. Sie waren Zeugen einer hiesigen Erstkommunion und bekannten einstimmig, daß sie nie eine solch' schlicht-einfache, tiefreligiöse Frömmigkeit weder bei einer Kommunionfeier in Deutschland, noch in Belgien beobachtet hätten, wie unter diesen schwarzen Kindern. Gebe Gott, daß auch der liebe Heiland dieses Urteil bestätige.

Im verflossenen Jahre hörte ich hier 3424 Beichten, teilte 6104 Kommunikationen aus, taufte 100 und begrub 25.

Wer kommt, mir zu helfen, meine Schäflein zusammenzufinden auf einem Gebiet, das ungefähr 18 bis 20 Wegstunden im Umkreis hat? Fast wäre ich versucht, mit dem hl. Petrus auszurufen: „Herr, hilf mir, sonst gehe ich zugrunde!“ Die Arbeit ist groß, und nirgends Hilfe.

P. Chrysostomus Ruthig.

Im Leben und Tode vereint.

Centocow, Dezember 1912. — „He, Baba! He, Baba! halt' ein!“ so schrie mir jüngst ein heidnischer Kaffernburische nach, der mir auf seinem Rößlein nachgefaßt kam. Verwundert halte ich mein eigenes Pferd an, zu hören, was denn los sei. In wenigen Sekunden ist der Burische in vollem Galopp bei mir und meldet: „Baba, dort hinter dem Berge in einer Schlucht ist eine heidnische Mutter; sie läßt dich rufen, ihr krankes Kind zu taufen.“

Da gab's kein langes Ueberlegen; ich machte sofort mit dem Boten kehrt, und in ungefähr einer halben Stunde waren wir bei dem betreffenden Kraal. Ich fand da eine Mutter mit einem kranken, etwa vier Jahre alten Kinde auf dem Schoße. „Du hast mich rufen lassen“, sagte ich nach den üblichen Begrüßungen, „dein krankes Kind zu taufen. Ist es wirklich so schwer krank?“ — „Ja, Umsundisi, mein Kind ist krank, und ich möchte gern, daß du es taufest.“

„Schon gut, aber du selbst bist noch eine Heidin. Ich habe dich noch nie beim christlichen Unterricht gesehen. Wie nun aber, wenn dein Kind, das mir gar nicht so gefährlich krank zu sein scheint, wieder gesund wird? Wer wird es im christlichen Glauben unterrichten? Bist du bereit, es in unsere Schule zu schicken, sobald es größer ist?“ — „Ja, Umsundisi, ich werde es in eure Schule schicken, wenn es wieder gesund wird.“

„Aber du selbst hast da wenig zu sagen. Wo ist denn dein Mann? Der will vielleicht gar nicht haben, daß ich das Kind taufe.“ — „Mein Mann ist weit fort nach Johannesburg, aber ich weiß, daß er gegen die Taufe seines Kindes nichts einzuwenden hat; auch wird er gerne zugeben, daß man es später in eure Schule schicke.“

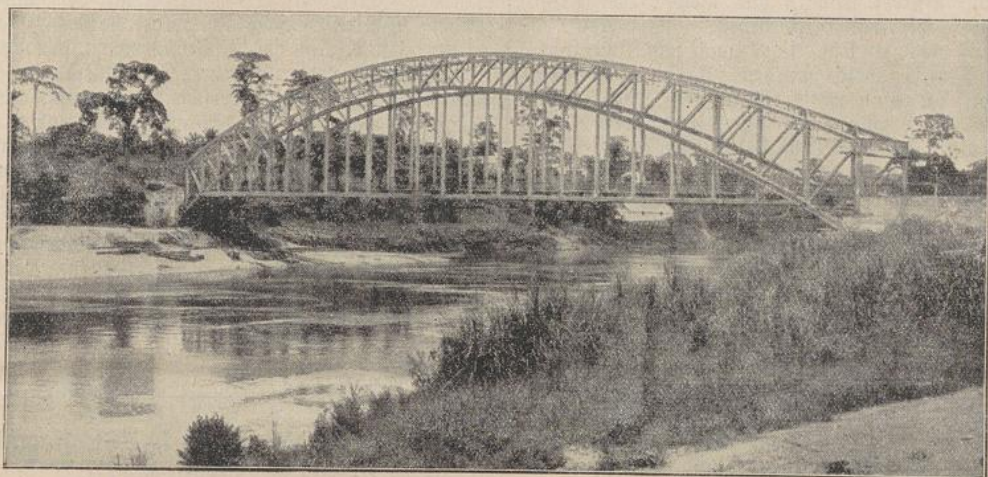
Uebrigens, Baba, mach doch nicht so viele Umstände wegen der Schule. Siehe, mein Herz sagt mir, das Kind wird sterben, und ich habe dich rufen lassen, damit du es taufest. Eine christliche Frau dort drüben jagte mir gestern, wenn mein Kind getauft sei, komme es zum lieben Gott in den Himmel; und dieses Glück möchte ich dem Kinde verschaffen.“

Ich gab nach, richtete auf einer am Boden liegenden Binjenmatte die nötigen Taufutensilien her und fragte die Mutter, welche schönen Namen sie für ihr Kind auswählen wolle, indem ich ihr verschiedene christliche Namen vorlegte. Doch sie erklärte gelassen: „Langsam, Baba, langsam! Siehe, dieses Kind dort drüben gehört auch mir, und ich will, daß du es auch sofort taufest.“ Dabei zeigte sie auf ein kräftiges, etwa vier Jahre altes Burschchen, das bei dem Kraaleingange saß und mit Stäbchen spielte. — Verblüfft sehe ich die Mutter an

Kinder taufen, aber ich werde dich fortan beständig an dein heute gemachtes Versprechen erinnern.“

Der franke Knabe erhielt den Namen Franz, während der gesunde auf den Namen Bernhard getauft wurde. Wer beschreibt nun die Freude dieser heidnischen Mutter! Sie dankte mir mit vielen Worten, und als sie voll Liebe und Nührung ihre neugetauften Zwillinge betrachtete, rannen ihr die hellen Freudenstränen über die braunen Wangen. Ich selbst freute mich im stillen mit ihr und verließ den Kraal mit dem erhebenden Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben.

Ungefähr eine Woche später saß ich nach der Schulkatechese mit P. Superior eben beim Frühstück, als es auf ungeschickte Art ans Fenster klopfte. Ich öffnete in der Erwartung, daß mich sicherlich wieder ein Heide zu einem Kranken rufe. Doch siehe, da steht die Mutter der beiden Zwillingsskaben Franz und Bernhard und



Die längste Eisenbahnbrücke Afrikas

Glückhof, Berlin 68.

ist die der Kameruner Mittellandbahn über den Sanaga. Das Einschwimmen der zweiten Stahlbogenhälfte der 160 Meter langen Brücke ist im November 1912 glatt vor sich gegangen. Die Aufstellung des Ueberbaues ohne feste Gerüste stellte bei der ungewöhnlichen Wassertiefe des Sanaga in dem tropischen Lande ganz besonders hohe Anforderungen an die Umficht der Bauleitung und an die Leistungsfähigkeit der Brückenbau-Anstalt, der Gutehoffnungshütte in Oberhausen. Es ist ein gutes Zeichen deutscher Ingenieurskunst, die längste Brücke Afrikas in einem einzigen Bogen über den manchmal sehr wilden Sanaga-Strom gebaut zu haben.

und frage: „Weib, was fällt dir denn ein.? Dieses Kind ist ja kerngesund und muß zuerst in der Schule das Nötige lernen, dann wird man es schon taufen.“

„Alles gut und recht, Umsundisi, aber du weißt eben nicht, daß diese beiden Kinder Z w i l l i n g e sind. Sie wurden an einem Tage geboren, und ich will daher, daß sie auch an einem Tage getauft werden.“ — Ich machte der Frau alle möglichen Gegenvorstellungen, sie jedoch blieb bei ihrer Forderung und erklärte zuletzt, wenn ich das gesunde Kind nicht taufe, würde sie auch das franke nicht taufen lassen. —

Nun ließ ich die benachbarte christliche Frau, Veronika mit Namen, rufen, um bei ihr die nötigen Erkundigungen über die betreffende Familie einzuziehen. Sie kam und zeigte sich ebenfalls nicht wenig darüber erstaunt, daß die Frau auch ihr gesundes Kind getauft wissen wolle. Dazu kam der Umstand, daß der Vater abwesend war, und mir somit jede verlässige Zusicherung fehlte, daß die Kinder später in die Schule geschickt würden. Kurz, ich zögerte lange. Endlich gewannen die dringenden Bitten der Mutter den Sieg. Ich gab nach mit der Erklärung: „Gut, ich will deine beiden

bringt schweren Herzens, schüchtern und langsam, eine große Bitte vor. Sie möchte mit dem franken Franz hierher zur Missionsstation kommen, damit ihn unser Krankenwärter, Bruder Eduard, pflege; aber auch Bernhard, das Zwillingssbrüderchen, von dem sie sich nicht trennen kann, solle mitgehen dürfen. P. Superior überlegte sich die Sache, und da um jene Zeit gerade wenig Kranke im Spital waren, erlaubte er der Frau, daß sie mit ihren beiden Knaben auf einige Wochen hieher komme.

Erleichterten Herzens eilte das Weib heim, ihre beiden Lieblinge zu holen. Schon gegen Mittag kam sie mit ihnen ins Spital, wo sich unser treubeforgter Krankenwärter sogleich mit vieler Liebe um den franken Franz annahm. Doch es wollte mit ihm nicht besser werden; nach drei Wochen war der Krankheitszustand noch immer der gleiche. Ja, allmählich fing sogar der bisher so gesunde Bernhard zu fränkeln an. Wie viele schlaflose Nächte durchwachte nun die besorgte Mutter! „Daß Franz sterben muß, ist mir schon längst klar,“ sagte sie wiederholt zu Bruder Eduard, „ich bin zufrieden, wenn nur der kleine Bernhard wieder gesund

wird. O, wenn mir der liebe Gott nur eines am Leben ließe; denn alle meine übrigen Kinder sind tot und starben ohne die heilige Taufe!"

Es war rührend, die heidnische Mutter so reden zu hören. Einmal war Bruder Eduard Zeuge, wie sie am Bettchen ihrer Kinder knieend also betete: „Guter Gott, habe doch Mitleid mit einer armen Mutter! Ich bin freilich noch eine Heidin, aber dennoch darf ich zu dir beten, wie der weiße Umfundisi mir wiederholt gesagt hat. Ja, guter Gott, nimm den Franz zu dir in den schönen Himmel! Nur den kleinen Bernhard laß mir; ihn möchte ich nicht verlieren. Doch, da beide getauft sind und daher beide dir gehören, so werde ich nicht murren, nein, ich werde nicht wie eine Heidin klagen, wenn du sie beide zu dir rufest.“

So die Mutter. Ihre Worte sollten bald auf eine harte Probe gestellt werden. Eines Tages, gegen 8 Uhr früh, kommt Bruder Eduard und meldet, der kleine Bernhard sei soeben gestorben. Zwei Stunden darauf, kurz nach 10 Uhr, starb auch sein Zwillingenbrüderchen Franz. Beide wurden zusammen in einen Sarg gelegt, und nun wölbt sich derselbe Grabeshügel über beiden. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege! dachte ich mir. Der am Tage seiner Taufe so gesunde und kräftige Bernhard, den ich nur den dringenden Bitten seiner Mutter folgend getauft hatte, starb zuerst! Beide waren an einem Tage geboren, an einem Tage getauft, und sind nun an einem Tage gestorben. Ich danke Gott, daß er es in seiner Güte also gefügt hatte. Von all meinen Erinnerungen aus dem Missionsleben mutet mich keine so lieb und traut an, wie die an das kleine Zwillingenpaar Bernhard und Franz.

Bei der Beerdigung der Kleinen weinte die Mutter nicht viel: sie war ruhig und gesetzt, ganz ergeben in Gottes heiligen Willen. Sie hat während ihres Aufenthaltes auf der Missionsstation so viel Schönes und Gutes von unserer heiligen Religion und ihren frommen Gebräuchen gesehen und gehört, daß sie nun allen Ernstes ebenfalls eine Christin werden will. Schon am Todestage ihrer Zwillinge fleidete sie sich auf christliche Weise und ist seitdem eine unserer eifrigsten Katechumenen. Ihr heißester Wunsch ist, bald getauft zu werden, um nach ihrem Tode wieder mit ihren zwei Kindern vereint zu werden.

Der Tod ein Seelenarzt.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

(Schluß.)

Maris-Stella. — Eine junge Frau in der Nähe unserer Missionsstation wurde krank. Sie wandte sich an einen englischen Arzt in Umzinto, dieser aber schickte sie bald wieder zurück, da keine Hoffnung auf Genesung mehr war. Sie hatte die Lungenwindstucht, und das Uebel war schon weit vorgeschritten. Die Frau hatte in ihrer Jugendzeit die protestantische Missionschule in Fair-View besucht und sich eine ziemliche Bildung angeeignet, war aber nicht getauft worden. Später heiratete sie einen renommierten Kaffern doktor, der sich nachher noch sechs andere Weiber nahm.

In ihrem hoffnungslosen Zustand wandte sich die arme Kranke an die Ama-Romas (unsere Mission); hier leuchtete ihr der Hoffungsstern eines guten Todes entgegen. Sie bat zunächst die schwarze Lehrerin unserer Tageschule in Mchlonnyama zu sich, und wurde auch von derselben eines Tages, da sie gerade einen recht schlimmen Anfall hatte, getauft. Da es mit ihren Le-

benskräften schnell abwärts ging, bat sie mich dringend um Aufnahme in unserer Missionsstation. Ich gab meine Zustimmung, und so brachte man sie auf einer Tragbahre hieher.

Sie wurde in unserer heiligen Religion noch weiter unterrichtet, wofür sie großes Interesse zeigte und übte sich fortan fleißig in kleinen Schlußgebeten, Akten der Reuer, der Ergebung in Gottes heiligen Willen usw. Da ich um jene Zeit zum Generalkapitel nach Mariannhill gehen mußte, spendete ich ihr die heiligen Sterbesakramente und erteilte ihr auch die Firmung, wozu wir in solchen Fällen eine spezielle Erlaubnis haben. Ihr Ende schien sehr nahe; doch sie konnte nur schwer sterben. Zwei Tage lag sie im Todeskampfe da, doch die Stunde der Erlösung wollte für sie nicht schlagen. Sie verlangte gar sehr nach priesterlichem Beistand, und wirklich lebte sie noch, als ich nach zwölfstägiger Abwesenheit wieder heimkam. Welch' ein Trost für die mit dem Tode Ringende! Schreckliche Phantasiebilder hatten ihr arg zugeföhrt: Bald erludte sie die Umstehenden, den schwarzen Sarg wegzujagen, der sich ihrer Lagerstätte näherte, dann glaubte sie eine riesengroße schwarze Schlange zu sehen, die sie furchtbar erschreckte, ein anderesmal war es ihr, als beuge sich eine furchtbare Gestalt über sie und drohe sie zu überwältigen. Wie froh war daher die Sterbende, als sie bei meiner Ankunft den Segen und die Tröstungen unserer heiligen Kirche wieder erhielt, und ihr neuerdings die Kraft des Blutes und Leidens unseres Herrn und Heilandes vermittelt wurde! Wohl sammerte sie zuweilen im Uebermaße ihrer Schmerzen und Qualen laut auf, doch ihre Seele war ruhig, und nach Verlauf einiger Stunden entschlief sie still und friedlich im Herrn. R. I. P.

Einweihung der Schule in „St. Joachim“.

Von Br. Flavian Magiera.

Triasshill. — Am 21. September 1912 machte ich mich mit unserem Hochw. P. Superior in früher Morgenstunde auf den Weg nach unserer Außenstation „St. Joachim“, wo die neue Schule, die zugleich als Kapelle dienen muß, eingeweiht werden sollte. Wir kamen zunächst nach „St. Bonifaz“. Hier nahmen wir einen Knaben mit, der uns den Weg in diesem Gewirre von Busch und Wald und Dornengestrüpp zeigen sollte.

Endlich gegen 11 Uhr vormittags waren wir an Ort und Stelle, wo schon die Leute auf uns warteten. P. Adalbero hielt zuerst eine Ansprache, nahm sodann die Benediktion der Schule nach dem römischen Rituale vor und hielt zum Schlusse eine kleine Prüfung aus dem Katechismus ab; auch mußten die Katechumenen einige Gebete aussagen und ein paar religiöse Lieder singen. Sie machten ihre Sache prächtig. Jung und alt zeigt überhaupt dahier einen äußerst guten Willen, und da die Gegend um „St. Joachim“ stark bevölkert ist, läßt sich hoffen, daß mit der Zeit daselbst eine große Station entstehen wird.

„St. Joachim“ ist vier Wegstunden von Triasshill entfernt ganz in der Nähe vom Makoni-Kraal, wo im Matabelekrieg zwischen dem dortigen großen Häuptling und den englischen Kolonialtruppen so blutige Kämpfe ausgefochten wurden. Eine halbe Stunde davon entfernt führt eine Straße von der Bahnstation Nufapi nach Nhangana. Die Station selbst steckt natürlich noch ganz in den Kinderhühen. In den Unterricht teilen sich abwechselnd zwei Schwarze; die eine Woche ist ein gewisser Franz Schullehrer und Katechet, die andere der jüngst

verheiratete Noah. Einmal in jeder Woche besuchen sie auch die Nachbarsstation „St. Maria“. So groß der Eifer dieser Leute ist, so groß ist auch deren Armut. Solche Neugründungen sind immer die ärmsten Stationen unter allen, und jede Liebesgabe wird hier mit doppeltem Dank entgegengenommen.

Vor allem möchten wir für „St. Joachim“ um ein Glöcklein bitten, denn die Hake, die in der Nähe der Schule aufgehängt ist, und auf der mit einem Stein gehämmert wird, ist doch zu primitiv. Wir haben allerdings in letzter Zeit von unseren geehrten Wohltätern schon mehrere Glocken erhalten; allein es will noch immer nicht reichen, und so groß die Freude und der Jubel auf einer Missionsstation ist, in der ein Glöcklein aufgehängt wird, so wehe tut uns die Trauer der Nachbarsstation, die sich noch immer mit einer Hake oder Pflugschar behelfen muß.

Triashill, unsere Hauptstation in Rhodesia, wurde natürlich zuerst mit Glocken bedacht, dann kam die älteste Außenstation „St. Barbara“ an die Reihe, wo ich nun seit drei Jahren in der Mission tätig bin. Die Glocke wurde von unseren Burischen mit großem Jubel von Triashill nach „St. Barbara“ geschleppt und dort in der Nähe der Kirche zwischen vier starken Baumstämmen, die eine Art Glockenstuhl bilden, aufgehängt. Leider ist für die hiesige, weit ausgedehnte Mission der Ton der Glocke zu schwach; die weiter entfernt Wohnenden hören sie nicht mehr. Ich gebe daher der stillen Hoffnung Ausdruck, daß unsere Glocke in absehbarer Zeit eine etwas kräftigere Schwester bekommen werde. Für einen entsprechenden Platz ist an unserem Glockenturm schon gesorgt.

Ein recht schönes Glöcklein mit hellem, klaren Ton bekam die Tageschule in „St. Cassian“. Man hört es weithin klingen. Die in „St. Anton“ ist etwas kleiner, hat aber gleichfalls einen schönen, hellen Klang. Eine vierte Glocke kam nach „St. Paul“, einer Nebenstation von „St. Barbara“; sie kam aus Dettelbach und trägt die Aufschrift: „Sancte Johannes, ora pro nobis!“ Eine Fünfte trägt die Namen: Jesus, Maria und Josef; sie kam von einem hohen geistlichen Wohltäter aus Kissingen und wanderte nach der Missionsstation „St. Michael“. Die sechste und größte kam nach der Missionsstation „St. Bonifatius“. Wir konnten sie nur mit Mühe dorthin transportieren; der allgemeine Jubel war aber auch umso größer, als sie endlich in ihrem Glockenstuhle hing, d. h. zwischen vier Baumstämmen, wie alle übrigen, und zum erstenmale zu läuten anfang. Die guten Schwarzen konnten sich vor Freude kaum mehr fassen! Die Glocke trägt die Inschrift: „Sancte Bonifatii, ora pro nobis!“ und stammt aus Rimpf, wo unser Hochw. P. Superior, P. Adalbero Fleischer, früher Kaplan war. Die brave Pfarrgemeinde, die ihrem ehemaligen Kaplan ein dankbares Andenken bewahrt hat, wollte damit dem jetzigen überaus eifrigen Missionspriester eine besondere Freude machen, was in der lateinischen Aufschrift ebenfalls bemerkt ist.

Ohne Glocken sind gegenwärtig noch unsere Missionsstationen: St. Peter, St. Benedikt, St. Bernard, St. Joachim, St. Maria, St. Joseph und St. Franz Xaverius. Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir wenigstens für die eine oder andere dieser Missionsstationen ebenfalls um ein Glöcklein bitten. So eine Glocke wirkt, wie schon so oft in unserem Blättchen bemerkt wurde, wie eine ständige Predigt in ihrem Missionsgebiete, ruft Heiden und Christen zur Kirche und Schule und mahnt sie Tag für Tag dreimal zum Beten des „Angelus Domini“. Sie erfreuet den Himmel, ehret den Heiligen,

auf dessen Namen sie geweiht ist, und ruft sicherlich auch Gottes besonderen Gnadenjegen herab auf den edlen Wohltäter, der sie gestiftet. Wer von unsren geehrten Lesern, den der Herr mit zeitlichen Gütern gesegnet, will sich fürs Leben und Sterben diesen Gottesjegen sichern?

Wie ein Toter um eine Braut freite.

Vom Hochw. P. Solanus Peteret.

St. Bernard. — Unsere hiesige Missionsstation zählt zu den jüngsten Neugründungen Mariannhills. Es war eine von seinem englischen Besitzer verlassene, mit Disteln und Dornen überwucherte Farm, und in den leer stehenden Gebäuden hausten die Termiten und Fledermäuse. Bei der Uebnahme konnten wir unter dem Dache ganze Schubkarren voll Erde abschlagen, die alle von den fleißigen Termiten da hinauf getragen worden waren.

Heute bietet die Ansiedlung allerdings ein ganz anderes Bild. Die Disteln und Dornen sind verschwunden, ein schöner, von drei Quellen gespeister Gemüsegarten liefert uns Gemüse selbst zur trockensten Jahreszeit; an den steilen Bergabhängen wurden nach Entfernung des Gestrüppes Terrassen gezogen, die bereits mit den verschiedensten Sorten von Orangen- und Obstbäumen bepflanzt sind und ebenfalls künstlich bewässert werden können.

An Gebäuden fehlte uns vor allem ein Missionskirchlein und eine Schule. In Ermangelung von Baubrüdern sah ich mich nach einem schwarzen Maurer um und machte endlich einen, Namens Peter Duma, in Emaus ausfindig. Peter war ein stiller, solider, religiösgesinnter Mann, der mich durchwegs befriedigte. Seine junge Frau war vor mehreren Jahren gestorben und hatte ihm zwei Kinder hinterlassen. Er fühlte sich bei uns bald heimisch, und da er Arbeit auf Jahre hinaus vor sich sah, faßte er den Entschluß, sich bei uns häuslich niederzulassen und ein zweitesmal zu heiraten. Sein Auge fiel auf eines unserer Marienhaus-Mädchen, Maria Wene mit Namen. Ich konnte seine Wahl nur billigen, denn das Mädchen war fleißig und brav in jeder Beziehung; und da Petrus auch den geistlichen Kaufpreis: 800 Mark (statt der bisherigen 10 Stück Ochsen, die wegen der allgemein grassierenden Viehseuchen nirgendsmehr aufzutreiben sind) in der Tasche hatte, wies ich ihm auf unserm eigenen Land einen Bauplatz an, wo er sich ein neues Heim gründen konnte.

Die Eltern der Braut wohnen etwa 30 engl. Meilen (48 Kilometer) von „St. Bernard“ entfernt, und Petrus sah sich um einen Brautwerber um, der in seinem Namen und Auftrag dorthin gehen und um die Hand des Mädchens anhalten sollte; denn so erfordert es die fafrische Sitte. Die Braut, die natürlich in alles eingeweiht war, eilte schnell zu ihren Eltern zurück, um ihnen und der ganzen Nachbarschaft zu verkünden, daß um sie gefreit würde, und um alles zu einem Schmaus und würdigen Empfang des Brautwerbers vorzubereiten. Sie reiste am Donnerstag ab, und der Brautwerber sollte am nächsten Montag oder Dienstag dort eintreffen. Petrus handigte ihm auch gleich 200 Mark als erste Barzahlung an die Eltern ein, und somit war alles im schönsten Gang: Maria, die Braut, war bereits daheim, wo ihr Erscheinen und die frohe Kunde, die sie mitbrachte, bei allen ihren Bekannten und Verwandten große Freude und allgemeinen Jubel erweckte; auch Johann, der Brautwerber, war mit den 200 Mark in der Tasche schon abgereist, und Petrus selbst wiegte sich in den schönsten Plänen und Hoffnungen.

Ich selbst mußte am Samstag und Sonntag dringender Missionsangelegenheiten wegen in Einsiedeln sein. Da kommt Montags gegen 10 Uhr früh ein Gilbote dahergerannt und händigt mir folgenden Brief ein:

Hochwürdiger P. Superior!

Petrus ist heute Morgen tot im Bette aufgefunden worden. Felix und Julius schliefen mit ihm im gleichen Zimmer. Als um 5 Uhr früh die Glocke zum Morgen- und Rosenkranzgebet läutete, standen sie auf und gingen in die Kapelle in der Meinung, Petrus, der sonst nie liegen geblieben war, würde bald nachkommen. Als er aber nicht kam, verließ Julius die Kapelle, um ihn zu wecken. Er faßt Petrus bei der Hand, rüttelt und schüttelt ihn, — und findet ihn steif und kalt. Er war tot! — Niemand weiß, wie das kam; niemand hatte tags zuvor oder während der Nacht etwas Auffälliges an ihm bemerkt. Alles ist hier sehr bestürzt; kommen Sie doch schnell zurück!

Chrfurchtsvoll

Schwester Ailiana.

Man denke sich meinen Schrecken! Petrus so plötzlich, so unerwartet schnell gestorben! Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Nun, er war ein guter, braver Mann, das war mein Trost. Die beste Vorbereitung auf ein gutes Sterben ist schließlich doch ein frommes Leben. Mein zweiter Gedanke galt Maria Wfene, der armen Braut, die natürlich vom Geschehenen noch keine Ahnung hatte.

Ich berichtete den Todesfall vorschriftsmäßig ans Gericht und ersuchte um nähere Weisung. Die Antwort lautete: „Liegen lassen, nicht begraben! Morgen kommt der Bezirksarzt und ein Polizist.“ — Montag Abend ging ich nach „St. Bernard“ zurück, und am Dienstag kam der Arzt mit einem Vertreter der Polizei. Der Leichnam wurde sezirt; man fand keinerlei Anzeichen von Vergiftung, auch ein Herzschlag war ausgeschlossen, nur der Magen war aufgeschwollen und die Magenwände gerötet.

Inzwischen war die Braut und ihre Verwandtschaft fröhlicher Dinge. Man hatte natürlich den Brautbewerber geziemend empfangen und belustigte sich bei Spiel und Tanz. Da fiel plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel mitten in die lustige Gesellschaft hinein ein von mir abgesandtes Telegramm: „Petrus ist tot; komm zurück!“

Das war ein ernstes „Memento mori“ für alle, die davon hörten. Was ist es doch so furchtbar Ernstes um den plötzlich eintretenden Tod! Und keiner weiß, ob nicht auch er einmal plötzlich von hinnen abgerufen wird. Seil dem, der also lebt, daß er den Tod nie zu fürchten braucht!

Ein beschwerlicher Missionsritt.

Vom Hochw. P. Manjuet Roll.

(Siehe Bild Seite 115.)

St. Joseph. — Als ich einmal die Eingebornen in ihrem bei Harri Smith gelegenen Bezirke besuchte, traf ich daselbst ein Basutoweib, das von Witjees Hoef, einer Kaffern-Niederlassung im Freistaate, war. Sie sagte mir, daß daselbst mehrere Katholiken wohnten, die aber nie von einem Priester besucht würden. Die Sache war mir neu, und ich versprach, bei erster Gelegenheit zu kommen.

Im Juli 1912 wollte ich dieses mein Versprechen einlösen. Als Dolmetsch und Führer, der übrigens des Weges so unfundig war, wie ich selbst, nahm ich einen unserer schwarzen Christen mit, der Sesuto versteht. Wir nahmen unsern Weg über den sogenannten „Ban

Keenen Paß“ nach Harri Smith zu. In der dortigen Kaffern-Reserve las ich im schmucken Hause eines Neuchristen die heilige Messe und spendete die heiligen Sakramente, nachdem ich schon Tags zuvor die schwarze Bevölkerung unweit Harri Smith besucht hatte.

Gegen Mittag traten wir die Weiterreise nach Witjees Hoef an. Leider hatte man uns die längere Straße, einen Weg von zirka 40 engl. Meilen, gewiesen, sodaß wir erst spät in der Nacht dort eintrafen. Wie sollten wir jetzt, in der Nacht, die betr. Katholiken finden? In den ersten Kraals, auf die wir zugehen, waren noch einige Basutos auf, die uns einen schmalen, steinigen Pfad dem Fuße eines hohen Berges entlang wiesen. Zum Glück war Vollmond, der die Nacht prächtig erhellte. Endlich kamen wir zu einem großen Kraal, wo uns ein gutes, altes Witterchen zu einem Morena führte, der uns seinerseits zum Häuptling brachte. Dieser hatte sich schon zur Ruhe gelegt, wollte sich auch nicht mehr erheben, sondern gab dem Manne durch das geschlossene Fenster die Weisung, uns in einem benachbarten, geräumigen Hause unterzubringen, wo für mich ein schönes, mit zwei wollenen Decken versehenes Bett parat stand, während sich mein Begleiter mit den beiden Satteldecken unserer Pferde begnügte.

Am nächsten Morgen erkundigten wir uns näher nach den dort wohnenden Katholiken und erfuhren, daß eine abgefallene Katholikin ganz in der Nähe am Fuße des Berges wohne. Sie habe sich der Sionisten-Sekte angeschlossen; bald nach ihrem Abfall schwer erkrankt, sei sie jetzt wieder genesen und habe den sehnlichen Wunsch, wieder zur katholischen Kirche zurückzukehren. Man zeigte uns auch die Wohnungen der anderen Katholiken. Diese wohnten jenseits eines Fließchens, eine gute Reistunde weiter oben, wo sie mit ihren protestantischen und heidnischen Landsleuten am Fuße der Drakensberge ihre Hütten, wie Schwalben ihre Nester, an eine kolossale Bergwand hingebaut hatten. Es sind mit Einschluß der Kinder etwa zehn Katholiken, die von Matatiele und aus dem Basutoland hierher gezogen waren.

Außer einem jungen Manne, und der Frau, die ich in Harri Smith angetroffen hatte, sprachen die Leute nur Sesuto, weshalb ich sie leider nicht beidhören konnte. Doch las ich in einem christlichen Hause die hl. Messe, wozu sich auch eine Menge Heiden und Protestanten herbeidrängte, und versprach ihnen, dafür sorgen zu wollen, daß in absehbarer Zeit ein ihrer Sprache kundiger Priester komme, bei dem sie die heiligen Sakramente empfangen könnten. Unterdessen war es fast Mittag geworden, und nach einem herzlichen Abschied kletterten wir wieder den steilen Berg hinunter, den sicherlich noch kein katholischer Priester erstiegen hatte.

Witjees Hoef ist eine der schönsten Gebirgsgegenden, die ich je gesehen habe. Um die verschiedenen Dörfer noch besser in Augenschein nehmen zu können, ritten wir mitten durch diese Niederlassungen hindurch. Es ist merkwürdig, wie die Basutos auf den Hügeln oder am Fuße hoher Berge ihre großen Dörfer anlegen, nicht einzelne zerstreut liegende Hütten, oder in abgelegene Schluchten hinein, wie die Kaffern zu tun pflegen. Ich habe daselbst wenigstens sieben solcher Basutodörfer gezählt. Zuletzt besuchten wir auch einen angesehenen Häuptling, der uns freundlich aufnahm und beim Abschiede den Wunsch äußerte, uns in Bälde wieder zu sehen.

Die Sonne begann jetzt im Westen hinter die Berge zu sinken. Wir mußten die Wege und Stege ersagen und wußten noch nicht, wo wir die Nacht zubringen könnten. Einmal verirrtten wir uns in einer Schlucht,

so daß wir plötzlich dicht vor einem Felsenabhang standen und nur mühsam auf der andern Seite einen Ausweg fanden. Inzwischen war es Nacht geworden; auf langen Umwegen fanden wir endlich gegen 11 Uhr abends unweit des Squagua-Berges einen Kraal, wo wir gastliche Aufnahme fanden und unsere müden Glieder zur Ruhe ausstrecken konnten. Tags darauf machten wir uns bei rauhem, kaltem Wind frühzeitig auf den Weg und erfuhren leider erst jetzt, daß wir unsern Weg sowohl auf der Hin- wie auf der Rückreise hätten bedeutend abkürzen können.

Um 2 Uhr nachmittags kamen wir zu einem gewissen Mr. Napson, einem gastfreundlichen Engländer, der uns liebevoll bewirtete und auch unsere Pferde, deren Proviant sehr zusammen geschmolzen war, versorgte.

Abends 6 Uhr überschritten wir auf dem Tintwa-Paß die Grenze zwischen Freistaat und Natal. Es wurde 10 Uhr, bis wir auf der andern Seite am Fuße des genannten Berges, den wir teils zu Fuß, teils zu Pferd überschritten, anlangten. Ein Stück Brot von Mr. Napson, das mein Begleiter vorsorglich eingesteckt hatte, tat uns beiden gute Dienste. Nach einer kurzen Rast setzten wir unsern Weg fort und kamen endlich um $1\frac{1}{4}$ Uhr morgens wieder auf unserer Missionsstation „St. Joseph“ an.

Das war eine lange, schwere Tour gewesen; nach kurzem Besuche beim lieben Heiland in der Kapelle suchte ich den Strohsack auf, um hier auf zwei Stunden den Schlaf fortzusetzen, den ich schon auf dem Rücken meines Pferdes begonnen hatte.

Das Basuto-Völklein, so wie ich es gesehen, hat einen recht guten Eindruck auf mich gemacht, und ich denke, man könnte in Witsees Hoek ohne allzu große Schwierigkeit seitens des englischen Magistrates und des



Ein beschwerlicher Missionsritt.

zuständigen Häuptlings die Erlaubnis zur Eröffnung einer katholischen Mission bekommen; doch leider fehlt es uns sehr an Geld und Personal. Möge doch der liebe Gott dem großen Priestermangel in Bälde abhelfen!

Der Hochw. P. Canisius, Missionspriester in Mariazell, ist allerdings nach dem letzten Generalkapitel nach Wißes Hof hinauf und hat den Leuten geholfen, allein eine dauernde Pastoration ist bei der weiten Entfernung gänzlich ausgeschlossen. Da und dort könnten wir Plätze bekommen, und viele Schwarze wären geneigt, katholisch zu werden, doch was soll man machen ohne Leute und ohne Geld? Hoffen wir auf bessere Zeiten und bitten wir den lieben Gott, daß die gegenwärtige schwere Prüfungszeit bald vorübergehe!

Briefe schwarzer Schulfinder.

(Fortsetzung.)

Den Reigen eröffne diesmal unser Balthazar Mutetwa. Er schreibt folgendermaßen:

Warungu wanodiwa wari Yuropu mberi me nyanza! Weiße geliebte, die sind in Europa jenseits des Meeres!

Tinoteta kunemwi kuti mukumbire muprieste

Wir bitten Euch, zu ersuchen einen Priester, daß awuye pano ngekuti isu tiri kushaya muprieste. er komme hier, weil wir brauchen einen Priester. Nge kupfawa kwe mwoyo yenyu ne kuda kuponeswa In der Milde des Herzens Eures und im Verlangen kwe mweya mwakatitumira wafudzi wakanaka zu retten die Seelen sandtet Ihr uns Hirten gute ne wadzidzisi wakanaka. Asi tinobvunza zwe kuti und Lehrer gute. Aber wir fragen auch, ob die mayi we mudzidzisi wedu nge wadi here ne hama Mutter des Lehrers unser ist wohl und die Freunde dzake? Tinofara zwe ngekuti tichiwona zuwa seine? Wir freuen uns auch, weil wir sehen den Tag re kubarwa kwe muponesi wedu riri pehlo. Munawanga der Geburt des Erlösers unser ist nahe. Adieu Ihr mwese mwese. Ini ndinogara kwa St. Barbara school.

alle alle. Ich, der ich stehe in St. Barbara-Schule. Ndini Balthazar Mutetwa. Ich, Balthazar Mutetwa.

Kilian Banhu, ein Knabe, der große Freude am Pflanzen europäischer Gemüsesorten hat, läßt sich also vernehmen:

Wachena wari mberi kwe nyanza!

Weiße jenseits des Meeres!

Tinofara kwazwo ngekuti mwakatumira wadzidzisi kunesu, asi tumiranyi zwe muprieste Tereranyi zu uns, aber sendet auch einen Priester! Höret alle, mwese majaha! Tinamatirenyi wo kuti timuwone

Ihr jungen Leute! Befet für uns doch, daß wir Euch zwe ku denga misi isingagumi tifare na Mwari. sehen im Himmel Tage ohne Ende wir uns freuen mit Gott! Tinodzidza zwakanaka; ndichiri kudzidza kubara. Wir lernen gut; noch ich lerne schreiben. Ndakarara ne nzara, ndine nzara zwino kwazwo

Ich schlief mit Hunger, ich habe Hunger nun sehr, kupinda misi yese. Asi chengetanyi mitemo ya Mwari. mehr als Tage alle. Aber haltet die Gebote Gottes. Mudzidzisi wedu wakanaka kwazwo. Ndakafara

Der Lehrer unser ist gut sehr. Ich freue mich kwazwo ngekuti mwakandipa michero ye kudhlara. sehr, weil Ihr gabet mir Früchte zu pflanzen. Munawanga mwese.

Adieu Ihr alle.

Ndini Kilian Banhu.

Ich, Kilian Banhu.

Nun folgt Edmund Mutuswa; er ist sehr gewissenhaft und fleißig, und ein guter Rechner, was bei den Schwarzen eine Seltenheit ist. Er schreibt:

Washamwari wedu:

Freunde unsere!

Ndinoteta kunemwi wakuru wedu wari Yuropu

Ich bitte Euch, Väter unsere in Europa mberi kwe nyanza, ndinoti tumiranyi kune wafundisi jenseits des Meeres, ich sage: sendet zu den Lehrern wedu mari ye kubatsira wanhu we chikoro kutenga unsern Geld, zu helfen Leute der Schule, zu kaufen magwere e kudhla. Asi ino tiri kudzidza zwakanaka. Mais für Nahrung. Aber hier wir lernen gut.

Ndimoti kusimba chirombowe, munasimba Ich sage habet gute Gesundheit, Herren, Gesundheit den majaha ne wababa ne wana wenyu.

Jungen und Eltern und Kindern ihren.

Ndini Edmund Mutuswa.

Ich, Edmund Mutuswa.

Den Schluß bilde für heute Dick Makonokora, noch Katechumene. Er schreibt:

Warungu wanodiwa we Yuropu wari mberi kwe nyanza, Weiße geliebte von Europa jenseits des Meeres.

Tinoti kaiwanyi wakomana ne wapwere.

Wir sagen, seid gegrüßt, Knaben und Kinder. Asi tinoti muri wadi here mwese wakomana wanodiwa? Aber wir sagen: seid Ihr gesund alle, Knaben geliebte? Tinoteta kuti mutitumire wo nhumbi ngekuti tiri Wir bitten, sendet uns doch Sachen, denn wir sind warombo. Zwikuru munatinamatira kuna Mwari, tinotarm. Besonders bittet für uns zu Gott, daß wir zowonana iyo ku denga. Ndinoti mayi we einander sehen dort im Himmel. Ich sage, ist Mutter des mudzidzisi wedu nge wadi here, mayi wa Br. Flavians? Mudzidzisi wedu unodzidzisa zwakanaka. Good-bye.

Lehrer unser lehrt gut. Adieu. Ndini Dick Makonokora.

Ich, Dick Makonokora.

(Schluß folgt.)

Den armen Seelen zuliebe.

Von Schw. Armella, C. P. S.

Maris-Stella. — Ich habe dahier zur Pflege des Gemüse- und Blumengartens zwei schwarze Mädchen als Gehilfinnen; die eine ist schon getauft, die andere noch Katechumene. Eines Tages nun wies ich ihnen ein Beet zum Umgraben an, das ziemlich dicht vom Unkraut überwuchert war. Diese Arbeit schien den beiden Mädchen wenig zu behagen; sie arbeiteten nur säumig, während dagegen ihr Reden und Lachen immer lebhafter wurde. Um ihnen einen andern Geist beizubringen, griff ich zu folgendem Mittel:

„Kinder,“ fragte ich auf sie zutretend, „wollt ihr den armen Seelen zuliebe ein kleines Opfer bringen?“ — Erstaunt sehen mich die beiden an und rücken langsam mit der Gegenfrage heraus, worin denn dieses Opfer bestehen solle, ob vielleicht in strenger, fleißiger Arbeit. „Nicht nur in eurer Arbeit,“ sagte ich, „denn dazu seid ihr ohnehin verpflichtet, sondern auch in einem kurzen Stillstehen.“ Seht, bis ihr mit dem Umgraben daher kommt“ — bei diesen Worten zog ich mit dem Spaten eine Linie über das Beet — „sollt ihr in freier Ueberwindung kein Wort mehr sprechen, und zwar den armen Seelen zuliebe. Denn da ist sicherlich manche

arme Seele im Fegfeuer, die namentlich deshalb schwer zu leiden hat, weil sie bei Lebzeiten so viele böse und unnütze Reden geführt. Diesen könnt ihr helfen. Opfert ihnen eure Arbeit, namentlich aber euer Stillschweigen auf, das wird ihnen zu großem Troste gereichen. Wollt ihr das tun?"

Das schlug ein! Mit Freuden erklärten sich die Mädchen zu diesem kleinen Opfer bereit und griffen mutig zur Hacke. Die Arbeit ging so frisch und exakt voran, kein Laut war mehr zu hören; es kam der bezeichnete Strich, doch die wackeren Kinder taten freiwillig noch mehr, als ich von ihnen verlangt hatte. Ich hörte den ganzen Vormittag über kaum mehr ein leise geflüstertes Wort und bis zur Mittagspause war das ganze große Gartenbeet schön und fleißig umgegraben. — Ich erbaute mich sehr an diesen zwei Neubekehrten und erzählte es mit Freuden meinen lieben Mitschwestern bei der Rekreation.

Der Blütenbaum.

Du Blütenbaum in voller Pracht,
Daran mein Aug' mit Lust sich weidet,
O sag, wer hat dein Kleid gemacht
Und dich so schön damit bekleidet? —

„Das hat der liebe Gott getan,
Daß mir das Festgewand nicht fehle.
O schau mich still und staunend an:
Ich bin ein Sinnbild deiner Seele!“

Gehet zu Joseph.

Die von allen Seiten einlaufenden Berichte über Gebetserhörungen nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph werden immer zahlreicher, so daß wir unmöglich alle aufnehmen können. Für diesmal seien in Kürze nur folgende erwähnt:

Ein Priester schreibt: „Unlängst konnte ich ein sehr wichtiges Dokument nicht finden. Da ich unmittelbar zuvor im „Vergißmeinnicht“ von einer ganz auffallenden Hilfe gelesen hatte, die auf Anrufung des heiligen Joseph in einer ähnlichen Sache erfolgt war, nahm auch ich in meiner Verlegenheit zum lieben heiligen Joseph, den ich schon oft und nie umsonst angerufen hatte, meine Zuflucht mit dem Versprechen der Veröffentlichung im Falle der Erhörung, und — wenige Augenblicke darauf war das verloren geglaubte Papier in meinen Händen! Ich teile dies öffentlich mit zu Ehren des hl. Joseph.“

Eine Abonnentin unseres Blättchens schrieb uns folgende Zeilen: „Voriges Jahr wurde ich von einer unheimlichen, mir große Beängstigungen verursachenden Krankheit befallen. Da bekam ich im

Hause meiner Verwandten das „Vergißmeinnicht“ zu lesen, das mir so gut gefiel, daß ich es sofort ebenfalls abonnierte. Die vielen Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph weckten mein Vertrauen, und ich begann, täglich sieben Vaterunser zu Ehren der sieben Freuden und Schmerzen des hl. Joseph zu beten. Bald spürte ich eine beständig zunehmende Besserung, doch mein Versprechen, es im Falle der Erhörung im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen zu wollen, verschob ich von Tag zu Tag, bis mich eine abermalige Verschlimmerung meines Zustandes an das gemachte Versprechen erinnerte. Darum sage ich dem hl. Joseph meinen pflichtschuldigen Dank und rate allen, bei ihm in jeder Not und Drangsal Hilfe zu suchen.“

Eine zweite Leserin läßt sich also vernehmen: „Jedesmal erwarte ich das Vergißmeinnicht-Blättchen mit wahrer Sehnsucht; besonders gern lese ich die Gebetserhörungen im Josephsgärtchen, heute aber muß ich selbst dem hl. Joseph öffentlich meinen Dank abstatten, und zwar wegen doppelter Hilfeleistung: Meines leidenden Zustandes wegen war in unserem sonst blühenden Geschäft eine merkliche Störung eingetreten. Ich konnte die Arbeiten nicht mehr so pünktlich liefern, wie früher, und fürchtete daher, die Kunden dauernd zu verlieren. Was tun, da ich noch obendrein meine gute, hochbetagte Mutter zu versorgen hatte? Schon hatte mich große Mutlosigkeit ergriffen, als ich zum hl. Joseph meine Zuflucht nahm. Und bald war alles wieder gut; ich konnte meine Arbeit wieder aufnehmen, und auch die nötigen Aufträge kamen wieder. Das zweitemal handelte es sich um eine größere Geldsumme, die ich in einer Kasse hinterlegt hatte, und die ich schon für verloren hielt. Ich begann wieder eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, wurde aber diesmal ein wenig auf die Probe gestellt, denn meine Sache wurde immer aussichtsloser. Nun begann ich eine zweite Novene, und siehe, am dritten Tag bekam ich wider alles Erwarten die betreffende Summe vollständig ausbezahlt. Drum Dank, herzlichsten Dank dem großen Helfer in jeder Not, dem hl. Joseph, unter dessen Schutz ich fortan alle meine leiblichen und geistigen Anliegen stelle!“



Die hl. Familie.

Ein Priester schreibt: „Ich hatte ein sehr schweres Anliegen und glaubte beinahe, unter meinem Kreuz erliegen zu müssen, doch auf die Fürsprache des hl. Joseph hat mir der liebe Gott geholfen. Ich hielt eine neuntägige Andacht zum genannten Heiligen und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Mit Freuden sage ich ihm heute meinen innigsten Dank und füge bei: „Geht alle zu Joseph!““

„Ich wurde von einem Bahnarzt bei einer Untersuchung meines Hör- und Sehvermögens als farbenblind

Sorgen und Nöten kaum mehr einen Ausweg. Da wandte ich mich an den hl. Joseph, und er hat mir in kurzer Zeit, und zwar in so überraschender Weise geholfen, daß ich heute noch staune. Ihm sei daher öffentlicher Dank gesagt und wünsche nur, daß diese Zeilen auch ein klein wenig dazu beitragen, das Vertrauen zum hl. Joseph in den Herzen aller Vergißmeinnichtleser zu wecken und zu stärken.“

„Ich hatte eine schon gebrauchte Nähmaschine“, schreibt eine weitere Leserin, die mir in meiner Wohnung sehr im Wege stand und die ich daher gerne verkauft hätte. Doch es wollte sich kein Abnehmer finden. Nun dachte ich: Ich will zu Ehren des hl. Joseph ein Almosen für die armen Heidenkinder geben; vielleicht hilft mir dann der hl. Joseph. Und siehe, schon wenige Tage darauf meldete sich ganz unerwartet ein Käufer, und mir war geholfen. Wie sehr muß dem hl. Joseph das schöne Werk der Heidenmission am Herzen liegen! Ich will daher den Missionen gerne auch in Zukunft eine milde Gabe zukommen lassen.“

„Mein Bruder suchte auf Neujahr eine Stelle als Kaufmann. Da jedoch im Winter nur schwer etwas Passendes zu finden ist, wandten wir uns in diesem Anliegen an den hl. Joseph. Die erste und zweite Novene brachte noch keinen Erfolg, bei der dritten aber wurden wir ganz auffallend erhört. Mein Bruder hat jetzt eine sehr gute Stelle, und ich sage dem hl. Joseph hundertfachen Dank!“

Den Schluß bilde für heute folgender Bericht: „Ich wurde voriges Jahr ganz unerwartet von einer Herzschwäche befallen und zwar derart, daß das Schlimmste zu befürchten war. Ich las nun öfters im „Vergißmeinnicht“ von der Hilfe des hl. Joseph und wandte mich nun ebenfalls recht vertrauensvoll an ihn. Ich versprach zugleich Veröffentlichung im Falle der Erhörung und eine kleine Geldspende für die armen Heidenkinder. Mein Vertrauen wurde über alles Erwarten belohnt. Mein Zustand besserte sich so auffallend, daß ein berühmter Arzt, bei dem ich in Behandlung stand, erklärte: „Ein solcher Fall ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; es ist gerade, als ob hier ein Wunder geschehen wäre!“ — Es sei noch bemerkt, daß dies ein sehr tüchtiger Spezialarzt ist, der eine große Kundschaft hat. Ich aber sage dem hl. Joseph, der mir schon in verschiedenen Nöten geholfen, pflichtschuldig meinen innigsten Dank und rate jedem, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, ebenfalls in jeder leiblichen und geistigen Not recht vertrauensvoll zum hl. Joseph seine Zuflucht zu nehmen; denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist überaus groß!“



Auferstehung.

Elischotel. Berlin 68.

Nach dem Original-Aquarell für Benzigers Goffine.

erklärt,“ schreibt ein Magazinsgehilfe, „infolge dessen wurde ich vom Ablösedienst entlassen und hatte wenig Aussicht auf eine neue entsprechende Stellung. Nun begann ich mit meiner Familie eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, des hl. Antonius und Judas Thaddäus und ließ auch eine Woche lang ein Lämpchen zu deren Ehre brennen. Am neunten Tage erhielt ich die Mitteilung, daß ich in einer größeren Stadt meine jetzige, mir sehr willkommene Stelle antreten könne. Ich hatte Veröffentlichung versprochen und erfülle nun mein Versprechen mit großer Freude.“

Eine Leserin schreibt: „Auch mir hat der hl. Joseph schon oft geholfen an Leib und Seele. In der zweiten Hälfte des Monats November waren große Rahlungen gekommen, es ging kein Geld ein und ich sah in meinen

Eine bedeutungsvolle Parabel.

Ein armer, doch geistig hochbegabter Jüngling reiste einst von Portugal nach Indien, daselbst sein Glück zu machen. Das Schicksal war ihm günstig, nach einigen Jahren kehrte er als überaus reicher Kaufmann mit unermeßlichen Schätzen in die Heimat zurück.

In seiner Vaterstadt angekommen, wollte er vor allem die Gefinnung seiner Verwandten prüfen: Er legte deshalb ein abgetragenes Kleid an, warf sich einen alten, zerrissenen Mantel um, und trat so bei seinem nächsten Verwandten ein.

„Ich war in fremden Ländern“, sprach er zu ihm, „nun bin ich wieder zurückgekehrt, meine lieben Ver-

wandten zu besuchen; wollt Ihr mir nicht in Eurem Hause einige Tage Herberge gewähren, bis ich eine andere Wohnung habe?"

Der Vetter sah den armen Anzug, schloß darauf einen schlecht bestellten Geldbeutel und entgegnete kalt, daß in seinem Hause kein Platz für ihn sei. — Ähnlich erging es dem jungen Manne bei allen übrigen Verwandten; keiner wollte etwas von ihm wissen.

Der also Abgewiesene kehrte zu seinem Schiffe zurück, wechselte die Kleidung, kam sodann reich und vornehm wie ein Fürst mit einer zahlreichen Dienerschaft in die Stadt und kaufte sich das schönste und größte Haus in derselben. Viele Wochen vergingen, bis alle seine Schätze und Waren ausgeladen und gebührend untergebracht werden konnten.

Die Stimmung seiner Verwandten kann man sich denken! „Wer konnte aber auch das wissen?“ sprachen sie in schlecht verhaltenem Grimm; „hätten wir nur eine Ahnung davon gehabt, wie reich er ist!“ — Doch die Neue kam zu spät.

Verehrter Leser, hast du die tiefere Bedeutung dieser Erzählung wohl schon erraten? Christus, der ewige Königssohn, kam auf die Welt. Er suchte und fand hier Schätze, die es im Himmel nicht gab: Armut, Leiden, die tiefste Schmach und zuletzt den grausamsten Tod. Er erwarb sich dadurch unendliche Verdienste, Kleinodien himmlischer Art und sitzt nun in Ehre und Glorie zur Rechten des Vaters.

Zugleich ist es sein einziges Verlangen, alle diese Schätze in brüderlicher Liebe mit uns zu teilen. Zuvor jedoch stellt er uns auf eine kleine Probe; er will sehen, ob wir seiner Gaben auch würdig sind; und darum kommt er in unscheinbarem Gewande zu uns und bittet um Herberge. Sein Gewand sind die sakramentalen Gestalten, unter welchen er im allerheiligsten Sakramente zugegen ist, und als Herberge verlangt er unser eigenes Herz. Heil dem Menschen, der die Zeit seiner Heimjuchung erkennt und der überhaupt eine wahre Liebe zu seinem Heiland im hochheiligen Sakramente hat!

Ein Muster christlicher Pietät.

Ein Missionär aus Süd-Chantung schreibt unterm 4. Dezember 1912 folgendes:

China ist das Wunderland der kindlichen Pietät. Schon oft ist gesagt worden, China sei darum so alt geworden, weil es das vierte Gebot, an das die Verheißung eines langen Lebens geknüpft ist, so treu beobachtet habe.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser chinesischen Kindesliebe erfuhr ich dieser Tage. Wir haben hier eine Neuchristin, eine brave, junge Frau, um die sich in den Augen ihrer Landsleute der Heiligschein der Pietät gewoben hat. Die junge Frau hatte viel von ihrer zänkischen Schwiegermutter zu leiden. Trotzdem tat sie nach wie vor in Liebe und Freundlichkeit alles, was sie derselben an den Augen ablesen konnte. Da wurde die alte Frau ernstlich krank, keine Medizin schlug an, die Schwiegertochter erschöpfte sich in der Pflege der Kranken. Eines Tages fragte sie die Alte: „Mutter, was möchtest du

essen?“ In einem Anfall von Ungeduld sagte diese: „Ich will dein Fleisch essen, dann werde ich wieder gesund.“ Was tut die gute Schwiegertochter? Sie schneidet sich mit dem Küchenmesser Fleischstriemen aus ihren Waden, bereitet daraus Pasteten und gibt diese der Kranken zu essen. Und siehe da, die Alte wird gesund. Der heroische Opferinn ihrer Schwiegertochter hat sie so ergriffen, daß sie dieselbe nunmehr liebt wie ihren Augapfel. Die heidnische Verdüsterung aber sieht in dieser Tat etwas überaus Ehrwürdiges, die junge Frau ist dadurch eine Berühmtheit geworden, was sie aber nicht abhält, dem Christentum sich zuzuwenden.

Flamingos am Ufer des Nil.

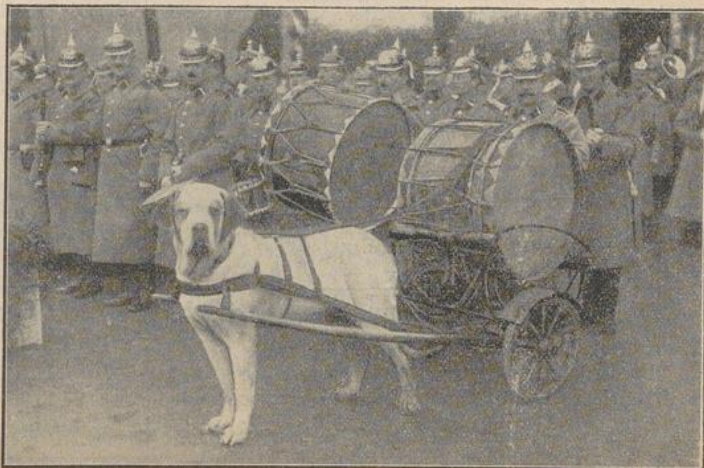
(Siehe Bild Seite 102.)

„Flamingos am Ufer des Nil“, zeigt uns Wilhelm Genz, der berühmte Darsteller orientalischer Natur eine Gruppe dieser höchst eigenartigen Vögel in einem Moment, der für ihre Art besonders charakteristisch ist. Die Flamingos versammeln sich gern zu Hunderten, ja zu Tausenden am Ufer von Flüssen und brackischen Gewässern; Stundenlang sieht man sie dann bis über das Fersengelenk im Wasser auf einem Bein stehen, den Hals eigentümlich verschlungen vor die Brust gelegt, den Kopf nicht selten unter den Flügeln verborgen. Diese Stellung, welche ihnen ein nachdenkliches Aussehen verleiht, hat einen praktischen Zweck; in dem Schlamm, in welchem sie stehen, erlaubt sie, von Zeit zu Zeit den Schnabel einsenkend, die kleinen Wassertiere, die ihnen zur Nahrung dienen.

Die Regiments-Hundepauke.

(Siehe untenstehendes Bild.)

In Königsberg fand am 5. Februar 1913 in Gegenwart des deutschen Kaisers die Enthüllung des York-Denkmals statt. Dabei erregte das lebhafteste Interesse von jung und alt die Regiments-Hundepauke. Königsberg ist nämlich die einzige Garnison, die einen leibhaftigen Ziehhund mit Namen „Wajcha“ besitzt. Das kluge Tier ist nicht nur auf militärische Signale gut dressiert, sondern hat sogar dem Photographen schön stillgehalten, als er das Bild für unsere Leser aufnahm.



Die Regiments-Hundepauke.

Glichotel, Berlin 68

Die Bevölkerung der südafrikanischen Union

verteilt sich nach der letzten Volkszählung auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen:

	Gesamtbevölkerung	Prozentsatz f. d. Quadratmeile
Natal	1,194,043	32,7
Transvaal	1,686,212	14,8
Freistaat	528,174	10,5
Kapkolonie	2,564,965	9,2
Summa:	5,973,394	12,6
Davon treffen auf die weiße Bevölkerung in:		
Natal	98,114	2,7
Transvaal	420,562	3,7
Freistaat	175,189	3,7
Kapkolonie	582,377	2,1
Summa:	1,276,242	2,7

Briefkasten.

M. G., Troppau: 5 Kronen dankend erhalten.
Dane in Steyr: 50 Kronen für Tausende armer Heiden-
finder. Vergelt's Gott!

Necklinghausen: Betrag dankend erhalten.

Lugemburg: Betrag für 2 Heidentinder erhalten.

Widraht: 247 Mk. erhalten für hl. Messen u. 7 Hdbdr.

Bonn: Für Beitrag zum Harmonium 10 Mk.

Godesberg, G. M.: 5 Mk. dankend erhalten.

K. J.: Da solche Beträge, welche per Zahlkarte eingesandt werden, nicht selten erst am dritten Tage nach deren Ab-
lieferung auf dem betreffenden Postamt in unseren Besitz
gelangen, so mögen sich unsere Wohlthäter nicht beunruhigen,
wenn deren Bestätigung 4–6 Tage ausbleibt.

B. in A.: Eingefandte Gebetsempfehlungen oder Dank-
sagungen werden aus verschiedenen Gründen nur mehr unter
Angabe des Ortes, woher dieselben kommen, angegeben.

J. in D.: Der Tod von Mitgliedern des Mariannhiller
Mehrbundes braucht nicht eigens angemeldet zu werden, da
den Betreffenden auch nach deren Tod die geistl. Vorteile
des Mehrbundes ohne weiteres zugewendet werden.

B. in B.: Aus technischen Gründen können Notizen,
welche für das Vergleichen bestimmt sind, immer erst
2–3 Monate nach deren Eingang zur Veröffentlichung ge-
langen.

Egolfingen: 50 Mk. dtd. erhalten.

Deggendorf: Ja!

Zinnenstadt: Betrag für 1 Heidentinder „Theres“ dtd. erh.

D. M. A.: Dtd. erhalten.

B. B., Rimpf: Zu Ehren d. hl. Joseph erhalten.

Aus Walterskirchen: 3 Mk. für Josephs-Statue erhalten.

Katet mit Stoff erhalten.

Sankta Maria: 5 Mk. für Jos.-Statue erh. Besten Dank.

Alsterweil: 5 Mk. dtd. erhalten.

Basel: 4 Mk. dtd. erhalten.

Kleiber und Stoffe aus Bruchsal erhalten.

Stephanskirch: Betrag dtd. erhalten.

7.15 Mk. von den Strickhulmädchen in D. dtd. erhalten.

Kenzingen: Betrag für Josephs-Statue erhalten.

L. J. in D.: Betrag für Ludovita erhalten.

Erlangen: Erhalten, wird besorgt.

G. E. C.: 5 Mk. dtd. erhalten.

A. A. A.: Betrag für 2 Hdbdr. u. 2 hl. M. erhalten.

B. E. G.: Erhalten.

Aus Neufkirchen hl. Blut: 5 Mk. Almosen dtd. erhalten.

Kath. Köpfer: 5 Mk. Almosen dtd. erhalten.

Bonnborn: 50 Mk. erhalten.

Landau a. Har: 16 Mk. erhalten, wird besorgt.

Dienstmädchen in P.: 3 Mk. erhalten.

Lb. L., Nürnberg: Erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Freising, Dahlen, Ufing, Litzelburg, Seegenbach, Kon-
stanz, Geisingen, Neustadt, Eichen, Kartisch, Steyr, Zammel-
stetten, Wasserlosen, Linz, Schwaben, Tiengen, Würzburg,

Kanton Bergabern, Büglohn, Konradshausen, Tig, Copen,
Billerbeck, Kefingen, Asperden, Driburg, Fredeburg, Die-
dorf, Wassenach, Geisler-Etern, Galtrop, Imgenbroich, Duis-
burg-Beel, Olpe, Elarholz, Köln, Wadgaßen, Altenahr, Holle-
rath, Koblenz, Haltern, Debingen Abweiler, Mülheim-Hubr,
Nordkirchen, Godesberg, Winden, Uder, Seelen, Südes-
wagen, Gelsenkirchen, Steinheim, Solingen, Aachen, Vörring,
Fretter, Gattingen, Oberfassel, Lettingen, Elsdorf, Duer,
Geich, Neblingen, Wardorf, Mettenborn, Hegenborn, Lan-
denbeck, Klinkheide, Nüthen, Münster, Sevedich, Niederfal-
bach, Eitelbrück, Varmen, Luxemburg, Bonn, Löhau, Aachen-
Soers, Stertrade, Velmede, Krüm, Bottrop, Bielefeld, Er-
dorf, Griesborn, Bettingen, Westerhandersheim, Ennenbach,
Aachen, Köln, Duisburg, Haltern i. W., Olpe i. W., Düren,
Schwarz-Tirol, Putine-Ungarn, Schwanberg, Erlach-Schwoich,
Königsleiten, Jartlesdorf, Jglau, Prebing, Bolling, D.-D.,
Königsgrah, Gilt in Steyermarl, Rantweil, Neunkirchen,
K.-D., Jglau, Wien, Winn, Ligit, Bruned, Graz, Budapest,
Köflach, Oberprausnitz, Prebing, Schludenau, Andelsbuch,
Gurten, Zell u. Zellhor, Langenbrüden, Reichenstein, Klein-
fissendorf, Heggelbach, Dörlesberg, Höchberg, Hallweiler,
Diedesfeld, Großnotersdorf, Würzburg, Heidingsfeld, Weis-
kirchen, Traunstein, Rauenberg, Neustadt a. S., Gerdsheim,
Jachenau, Gainsstadt, Kronau, Baden, Schneppenbach, Ober-
alchenbach, Kürnberg, Breslau, Gaid, Geija, Rimpf,
Rauensburg, Friedingen, Mosbach, Ramersdorf, Wiesbaden,
Luzing, Königshofen, Baden, M. Schw., Neubauern, Zell-
Harmersdorf, Amberg, Donauwörth, Römershag, Oberwittig-
hausen, Lindau a. Bodensee, Augsburg-Pfersee, Lenggries,
Neudorf, Affmstadt, Kibelberg, Sondernau, Bergham,
Neutenroth, 2 franke Priester, Tannenberg, Weidenregen,
Bruck i. Oberpfalz, Klosterheidenfeld, Wadenswil, Benken,
Hilbli, Oberndingen, Bernharzschell, Basel, Lachen, Steinach,
Kradolf, Schaffhausen, Kirchberg, Lüdingen, Sarnen, Wohlen,
Nunningen, Lühach, Mastrils, Berchis, Bettman, Brem-
garten, Großwangen, Zürich, Krappitz, Dubuque, Iowa,
Krausenfeld, Gossau, Mümliswil, Flawil, Wildhaus, Solpen-
tal, Schwyz, Lugano, Altdorf, Kefingen.

Memento.

Von unseren Wohlthätern und Mitgliedern unseres Wohl-
thäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen
Gebete unserer Leser empfohlen:

Lorenz Metten. Josefine Ortmanns. Dora Mommer.
Bei. Wilh. Ahren. Fritz Kleige. Peter Josef Born. Ger-
trud Mettersheim. Gertrud Kenefeld. Lorenz Dohle. Math.
Jegen. Witwe P. Wenzel. Christine Kupper. Frau Sch.
Gmunds. Anna Kath. Wiesen. Maria Kuppel. Michael
Rives. Frau Theodor Schrote. Hermann Herzog. Ehrn.
Schw. Ermione Herzog. Joh. Wilh. Palm. Witwe Hotten-
weisch. Wilhelm Schmitz. Franz Dohle. Johann Kebbe.
Anton Reise. Luise Driller. Marg. Todemann. Witwe
Wilh. Jos. Knips. Wilh. Kappender. Joh. Richter. Apo-
theker Fischer. Philipp Fuß. Witwe Joh. Bienen. Witwe
Theodor Strauch. Josef Hopfinger. Gragen. Maria An-
fang. Lux. Zillertal. Margaretha Senfelder. Wien. Andreas
Gilm. Schaan. Leopold Zwanzinger. Müdersdorf. Maria
Schweissgut. Nied. Tirol. Anna Augl. Linz. J. Wolanichel.
Graz. Maria Kröll. St. Johann i. Sagantail. Anna
Oberhauser. Andelsbuch. Anton Beer. St. Jodot a. Brenner.
Maria Gadringer. Salzburg. Franz Lattner. Buchkirchen.
Ferdinand Zellin. Los-Angeles. Kalifornien. Anton Bogg
und Kath. Schlegel. Tschlerlach. Leonh. Seiler. Tägerig.
Alb. Stäheli. Kollbrunn. Kath. Went. Wildhaus. Herm.
Müller. Reiden. Peter Kuhn. Markelsheim. Elisabeth Mez.
Jennenheim. Frau Heinemann. Kinsberg. Kilian Weber und
Julia Hladung. Kalsdorf. Konstantin Fischer. Geismar.
Auguste Ritz. Geija. Luise Geisler. Büchenau. Jakob Hermann
Stengel. Würzburg. Maria Linfinger. Wolftrautshausen.
Joseph Schleining. Grünwald. Joseph Darner und Marie
Achenreuther. Regensburg. Kasimir Ehrigott. Mottenmünster.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission
ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen
sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post
Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf-
und Firmenschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis
des Seelsorgers, eventuelle Arbeitszeugnisse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.